X47R
EB6

...itfragen des ...
christlichen Volkslebens.

Band XXXI. Heft 8.

# Des Knaben Wunderhorn.

## Rückblicke und Hoffnungen für das deutsche Volkslied.

Von

**Theodor Ebner**
Ulm.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagsbuchhandlung.
1907.

Nr. 1240. 80 Pfg.

Library
of the
University of Wisconsin

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XXXI. Heft 8.

# Des Knaben Wunderhorn.

## Rückblicke und Hoffnungen für das deutsche Volkslied.

Von

Theodor Ebner
Ulm.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagsbuchhandlung.
1906.

Alle Rechte vorbehalten.

123668
OCT 28 1908
X47R
·EB6

## I. Einleitung.

Ich führe euch zurück aus dem Lärmen und Haſten der Gegenwart in die Stille der Vergangenheit. Ich will mit euch wandern Hand in Hand durch die Eichenwälder Deutſchlands und mit euch horchen auf das Rauſchen ihrer Zweige. Denn das ſoll uns künden von Sang und Sage entſchwundener Zeit. Soll uns künden von einem Volke, das auf die flüſternden Stimmen des Windes lauſchte und aus ihnen göttliche Botſchaft zu vernehmen glaubte. Und ſoll uns erzählen von Menſchen, deren Augen Wunderſames ſahen im flimmernden Zittern des Tageslichtes und im ſchweigenden Dunkel der Nacht. Von Menſchen, deren Sinnen und Sehnen hinaufging zu den ewigen Sternen und den eilenden Wolken, die im Sauſen des Sturmes und im Zucken der Blitze die Gottheit ahnten und ſtammelnde Gebete zu ihr emporſandten. Im Klirren der Schwerter und Speere und im Dröhnen der Schilde ſangen ſie ihre Lieder; beim lodernden Herdfeuer und nach Kampf und Streit, nach wildem Jagen klangen ihre Hymnen, rauh und ſchwer, grauſam und hart manchmal, wie der Schlachtruf gegen den Feind, weich und lockend aber auch, wie das Rufen der zagenden Hoffnung. In Deutſchlands dunkle Wälder brach das ſtrahlende Licht des Kreuzes; von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte wanderten ſeine Sendboten, und ſie kündeten die Lehre von der ſelbſtloſen Liebe, die auch vor dem Tode nicht zurückſchreckte. Das war keine Botſchaft für die ſtreitbaren Männer des deutſchen Waldes. Trotzig ſtanden ſie vor den Sendlingen Chriſti, Hohn und Spott war ihre Antwort auf deren Mahnen. Aber da ſie ſahen, daß die alten Götter tot ſeien, da kein Blitzſtrahl die zerſchmetterte, die das Kreuz predigten, beugten auch ſie den ſtolzen Nacken vor dem Heiland der Chriſten. Und ſie zogen aus den dunklen Wäldern

und niedrigen Hütten in mauergeſchirmte Städte, ſie lernten dienen den Predigern und bauten ihnen Klöſter und Kirchen, ſie lernten dienen dem König und ſeinen Räten und bauten ihm Schlöſſer und Burgen. Sie, die einſt frei geweſen, wie das Wild im Walde, nahmen Lehen von den Fürſten und Herren, und zogen zu Hofe. Sie kleideten die Glieder, um die einſt das Fell des Bären gehangen, in prunkende Gewänder und lernten feine Sitten. Ihr rauher Sang war verſtummt, Ritter und Herren übten höfiſche Kunſt; zierlich und nett ſtellten ſie Wort zu Wort und Vers zu Vers; das niedere Volk in den dumpfen Gaſſen und niedrigen Häuſern draußen auf dem Lande, das um kargen Lohn frondete für ſeiner Herren wohliges Daſein, kannte nicht Sang und Lied mehr. Der Minneſang blühte empor, und wo da und dort noch ſich karge Reſte volksmäßiger Kunſt erhalten hatten, da wurden auch ſie allmählich überwuchert von dem üppigen und farbenreichen Geranke kunſtmäßiger Dichtung. Bis nach und nach über dem verbleichenden Glanze und der zerbröckelnden Größe des Rittertums, ſtark und ſtolz das deutſche Bürgertum emporwuchs. Bis ſich im regen Treiben der Arbeit Genoſſenſchaften bildeten und Zünfte, bis das Handwerk aus der Niedrigkeit des Frones ſich emporrang zur freien Entfaltung ſeiner Kräfte und ſeine Jünger hinauszogen in die Ferne, zu ſehen und zu lernen, was ihnen daheim einſt nützen könnte zum Blühen und Gedeihen ihrer Zunft. Da war mit einemmale auch wieder das deutſche Lied des Volkes da; da ſang und klang es von allen Seiten von Leid und Liebe, von Scheiden und Meiden und Wiederſehen; da wars, als ſtrömte aus verwittertem Geſtein friſch und hell ein junger Quell und ſuchte ſeinen Weg über Moos und Geſtrüpp durch das trockene Erdreich hindurch ins weite Land. Und an ſeinem Rande grünten und ſproßten die Blumen. Keine ſtolze und hochragende Zierde der Kunſt; ſtill und beſcheiden zwiſchen Gras und Halm emporwachſend, wohin gerade der Wind ſeinen Samen getragen. An der Tanne ſchlankem Stamme rankte ſich das grüne Gewinde empor, und unter der Linde breitem Blätterdach blühte es in ſchützendem Schatten. Wie ein trauliches, heimliches Flüſtern gings von Munde zu Munde und von Herzen zu Herzen. Wie ein freundlicher Hausgeiſt niſtete ſich die Freude am Singen und Sagen ein im deutſchen Hauſe. Niemand

fragte, wer das Lied erdacht und die Töne dazu gefunden; man freute ſich ſeines Wohllautes und man freute ſich des gemeinſamen Beſitzes, der ein neues Band der Einigung bildete zwiſchen den Sippen und Gefreundſchaften, zwiſchen Dorf und Dorf und zwiſchen Stadt und Land.

„In den urſprünglichſten Volkszuſtänden", ſo leſen wir in Meiſter Uhlands klaſſiſchen Schilderungen des Volksliedes, „wurzelt eine der deutſchen Volkspoeſie zum Wahrzeichen gewordene und verbliebene Eigenſchaft, der lebendige Sinn, womit überall die umgebende Natur in Teilnahme gezogen iſt. Blättert man nur im Verzeichnis der Liederanfänge, ſo grünt und blüht es allenthalben. Sommer und Winter, Wald und Wieſe, Blätter und Blumen, Vögel und Waldtiere, Wind und Waſſer, Sonne, Mond und Morgenſtern erſcheinen bald als weſentliche Beſtandteile der Lieder, bald wenigſtens im Hintergrund oder als Rahmen und Randverzierung. Die ſchönſten unſerer Volkslieder ſind freilich diejenigen, worin die Gedanken und Gefühle ſich mit den Naturbildern innig verſchmelzen; aber auch wo dieſe mehr in das Außenwerk zurücktreten, ſelbſt wo ſie nur noch herkömmlich und ſparſam geduldet ſind, geben ſie doch immer dem Lied eine heitere Färbung; wenn ſie völlig abſterben, geht es auch mit der deutſchen Volksweiſe zur Neige. Das altgermaniſche Sonderwohnen am Quell, im Feld und Holz ergab einen täglichen trauten Verkehr mit allem, was im Freien ſichtbar und regſam iſt; dieſes ländliche Einzelleben ſetzte ſich im Burgweſen fort, das nur ſtolzer und weitſchauender in Wind und Wolken hinausgebaut war. Von den Einflüſſen dieſes Naturverkehrs, von der angeſtammten Wald- und Feldluſt war nun das deutſche Leben auch in allen geiſtigen und ſittlich-geſelligen Richtungen durchdrungen. Laut der früheſten Kunde vom religiöſen Geiſte der Germanen faßten ſie ihre Götter nicht in Bilder und Wände, ſondern verehrten ein Unſichtbares im Schatten geweihter Haine; ſo verwob ſich ihnen das heiligſte Geheimnis des ahnenden Geiſtes mit dem Eindruck der tiefgrünen Waldesnacht. Jährlich wiederkehrende Volksfeſte behielten auch in chriſtlicher Zeit das Gepräge, den ſinnbildlichen Ausſchmuck alter Naturfeiern. Das deutſche Recht, wie es zum großen Teil das Eigentum und die Nutzungen von Feld und Forſt, Jagd und Weide, Fluß und Teich

betrifft, so ist es auch in seinen Bezeichnungen, Formeln, Symbolen voll der lebendigsten Naturanschauung. Von den Künsten ist es nicht bloß die Poesie, die, auf dem Lande und umwaldeten Burgen erwachsen, davon ihre grüne Farbe trägt; der alten Musik wird es nicht an Nachhallen des Jägerschreis und Berghirtenrufs fehlen; aber auch diejenigen Künste, die innerhalb der städtischen oder klösterlichen Ringmauern groß geworden sind, verleugnen nicht das tiefgepflanzte Naturgefühl; die deutsche Baukunst auf ihrem Höhepunkte hat das Steinhaus in einen Wald von Schäften, Laubwerk und Blumen wieder umgesetzt, die Malerei hat, während sie dem menschlichen Angesichte den reinsten Seelenausdruck gab, die Hinterwand durchbrochen, die Aussicht in das Grüne aufgetan und dadurch die alte Verbindung des Geistes mit der Natur wieder hergestellt; ja sie hat weiterhin für die Landschaft ein engeres Fach ausgebildet, in welchem, wie in jenen Götterhainen, der Geist unsichtbar seine Nähe fühlen läßt!"

In dieser würzigen Luft und auf diesem nährhaften Boden entstand dann auch jene gemütvolle Abart des deutschen Volksliedes, die wir später kaum mehr irgendwo finden, das geistliche Volkslied. Es ist etwas ganz Eigenartiges, manchmal beinahe Rätselhaftes um diese Gattung von Poesie. Neben aller kindlich gläubigen Frömmigkeit ein visionär-mystischer Zug, neben aller harmlosen Freude an Gott und seinen Werken auch wieder eine Neigung zu grüblerischem Forschen nach den Rätseln der Welt und neben aller Sehnsucht nach den Freuden in den himmlischen Gefilden doch auch wieder ein gewisses Behagen an dem Erdendasein und mehr als einmal das Bestreben, beides zu verschmelzen zu einem Ganzen, bei dem diese und die andere Welt gleichermaßen ihren Anteil am Glauben und Hoffen der Christenheit erhalten sollen. Daher vielleicht auch, gefördert noch durch die Geistlichkeit, mannigfach die Gepflogenheit, weltliche Lieder zu geistlichen umzudichten, die Gewohnheiten des Alltags und die Neigungen und Stimmungen des Einzelnen zu umkleiden mit dem Gewande der frommen Andacht und so der Kirche zu geben, was der Kirche und der Welt, was der Welt gebührt. Aber das alles geschah gerade auch beim geistlichen Volkslied ohne jedes Raffinement erwogener Absichten, einfach aus dem naiven Empfinden des Volkes heraus

und nahm in seinen poetischen Gestalten Form und Ausdruck an, an welchem niemand irgend welchen Anstoß nehmen konnte oder wollte. Kreuzzüge und Wallfahrten trugen eigenartige Elemente hinein in das geistliche Volkslied; was die tapferen Ritter nach ihrer Rückkehr vom heiligen Land, was die frommen Leute nach ihrem Besuche der gottgeweihten Stätten in der fremden Ferne den Ihrigen erzählten, das verdichtete sich in der Enge der Heimat zu hohen Wundern voll Glanz und Pracht, das umgab die Gestalt des Erlösers, zu dessen Ruhm und Lob sie alle ausgezogen waren, mit einer Glorie und einer Fülle von Licht, vor der man niedersinken mußte in inbrünstiger Andacht. Allmählich freilich trat diese fromme Romantik zurück, und um die höchste Freiheit des Volkes legte sich wie ein enges Band der Druck und die Vormundschaft der Geistlichkeit, die ihre weltlichen Herrschgelüste mit dem Dienste im Namen des Herrn deckte und um ihretwillen das deutsche Volk zur gedankenlosen Masse gehorsamer Knechte zu verbilden strebte, deren Glaube nicht Sache des Herzens, sondern des Mundes und deren Hoffen nicht die Gnade Gottes sondern die Huld der geistlichen Herren sein sollte. Zu dem Herrgott gab es ja keinen andern Weg, als den, den sie wiesen. Die Schlüssel zur Kirche lagen in ihren Händen, und wem sie die Tore öffnen sollten, der mußte zahlen und fronen; hinter der Schar der Heiligen, deren jeder seine Opferbüchse gefüllt sehen wollte, verschwand für den gemeinen Mann der liebe Gott, und an seiner Stelle stand der Herr von Rom, der die Macht hatte zu binden und zu lösen und Fürsten und Herren zu seinen Füßen sah. Seine Boten und Werber durchzogen die Lande und hielten strenge und strafende Zucht unter der Christenheit.

Da trat Luther auf den Plan, und wie ein Erwachen zur Freiheit in Gott gings durch das deutsche Volk. Die Kette, die es an Rom fesselte, ward zerbrochen; aufatmend von dem schweren hierarchischen Bannesdruck hob der Mensch wieder sein Antlitz zum Himmel empor und lauschte gierig den Worten des Reformators, die wie Donner durch die Lande klangen. Ein Kind des Volkes wie er war, wußte er auch, was seinen lieben Deutschen not tat an Freude und Freiheit. Vor Fürsten und Herren stand er mutig, über den Armen und Elenden hielt er schirmend den Schild des Glaubens an die Kindschaft Gottes, und nicht in düsterem Ernste,

nein in fröhlicher, wenn's sein mußte auch derber Lebensluſt, wollte er die wandeln ſehen, die ſich um ihn und ſeine Lehre ſcharten. Was lange verſchwunden ſchien, das deutſche Gemüt, das blühte nun wieder empor; der frohe Sang, der verſtummt war, klang wieder in Wald und Feld, ein rauſchender Strom neuen Hoffens ging durch die Lande und weckte allüberall auf zu frohem Tun. „Jetzt mußten," ſagt Liliencron, „die Schranken fallen, mit welchen Frömmigkeit und Gelehrſamkeit bisher umhegt geblieben waren. Von den Univerſitäten aus durch die Humaniſten geſchah hiezu der erſte Schritt. Unaufhaltſam aber ſtürmte hinter ihnen her der Volksgeiſt in die Breſche hinein, welche ſie in das alte Syſtem gebrochen hatten. An der Schwelle des 16. Jahrhunderts erhob ſich in Deutſchland die öffentliche Meinung mit dem ſtarken Selbſtgefühl, ein Auge und eigenes Urteil für alle Dinge zu beſitzen, mit dem Begehren in eigener Sache auch ſelbſt als Richter aufzutreten, mit tief erſchüttertem Mißtrauen gegen alle Autoritäten. Sie ſah und wußte, daß, während Kirche und öffentliches Leben tief und troſtlos zerrüttet waren und der Verſtand der Verſtändigen, der es dahin hatte kommen laſſen, vergebens nach Heilung für dieſe Schäden ſuchte, vieles von dem, was ſich ihr bisher in vornehmer Unverſtändlichkeit entzogen hatte, ſich in den Nöten des praktiſchen Lebens nur als unfruchtbare Afterweisheit erprobte. Darum ſollte jetzt vom Volke ſelbſt in ſeiner Allgemeinheit eine neue Kraft ausgehen und die ſo lange vergebens geſuchte Reformation an Haupt und Gliedern, in Kirche und Staat vollziehen. Die Humaniſten und die Vorkämpfer der kirchlichen Bewegung kamen dieſem Drängen mit offenen Armen entgegen; ſie erkannten an, daß die wahren Schätze des Wiſſens in gewiſſer Art geeignet und berufen ſeien, ein Gemeingut aller zu werden und daß ſelbſt die großen und ſchwierigen Fragen des Glaubens und der Kirche, wenn man ſie nur richtig ſtelle und faſſe, vor das Forum nicht ſowohl des allgemeinen Menſchenverſtandes, als vielmehr des Gewiſſens der Gemeinde gebracht werden könnten und müßten. So traf von beiden Seiten die Bewegung in einem Punkte zuſammen. Während Teilnahme und Verſtändnis des Volkes ſich auf die höchſten kirchlichen und politiſchen Fragen richtete, bildete ſich in den Kreiſen der Gelehrten und der kirchlichen Vorkämpfer ein durchaus volkstümlicher

Ton und eine oft wunderbare Kunst aus, die schwierigsten Fragen in populärer Weise zu behandeln. Diese Männer selbst, ja man kann sagen, alle Welt fühlte und dachte in dieser Zeit wirklich und in Wahrheit volkstümlich. Das ist es, was ihrem Ausdruck die zwar oft breite und nicht selten platte, doch immer praktisch treffende Verständlichkeit, ihrem Ton jenen unvergleichlich gesunden und derben Humor, ihrer literarischen Tätigkeit jene hinreißende und durchschlagende Gewalt verlieh!"

Wer die Schöpfer und Dichter des Volksliedes waren, das nun mit einem Male wieder zu Leben kam? Namen sind uns keine überliefert, sonst wäre es ja gar nicht das Volkslied, von dem wir reden. Aber wir kennen die Kreise, in denen es entstand und von Munde zu Munde ging. Vilmar in seinem „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes" berichtet uns darüber. „Es sind Lieder," heißt es dort, „der Gemeinschaft und Geselligkeit, und so kündigen sie sich auch an; als Kinder der Landsknechte, der freilich rohen, aber in Streit und Sturm, in Kampf und Krieg, in Lieb und Leid, in Not und Tod treulich verbundenen, leichtsinnig-fröhlichen Kriegsgenossen, die mit lustigem, weitschallendem Gesang auf und ab durch alle Gauen des deutschen Vaterlandes zogen und voll brennender Kriegslust heute vor Bünterlin (Pontarlier), morgen vor Nancy und dann wieder vor Pavia im Tiergarten standen, freudig ihre Haut zu Markte trugen, ihre Mahlzeit mit Spießen anrichteten und mit Hellebarden schmalzten und auch die blutigen Wunden und die schwerste Verstümmlung (wenn ihm ein Flügel vom Leibe gehauen war) mit lustigen Scherz- und Spottliedern begleiteten, wie einst in der grauen Vorzeit des gewaltigen Heldentums der Sage der grimme Hagen von Tronei und Walther von Lengers am Wasichenstein des ausgestochenen Auges und der abgehauenen Hand mit trotzigem Scherze gespottet hatten. Andere Lieder kündigen sich an als Reiterliedlein und sie atmen den frischen, freien und leichten Sinn des „Hänseleins, das über die grüne Haid ausritt", an den mutigen Rossen, die da wohl „kunten zelten und traben", an dem lustigen Dahinfliegen durch den grünen Wald und die weite breite Haide, über die Rennsteige und die Weinstraßen, an dem hohnweckenden Kampf mit den Städtern und dem geordneten Reichsregimente, freilich auch von

Beute und Raub; mit einem Worte, ſie atmen den Sinn und Mut der Reitergeſellen, die uns aus Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz, aus Lerſe und Georg als ein Hauch des friſcheſten, wahrhaften Lebens entgegenweht. Ebenſo ſind die Bergweiſen Gemeinſchaftslieder der frommen und fleißigen Knappſchaften, die zuſammenſtanden im dunklen Schoß der Erde am mühſeligen Tagwerke; zuſammen an Feiertagen zu heiterem Geſang von dem funkelnden Erze der Tiefe und von den lieblichen Jungfrauen und treuen Gattinnen der heiteren Oberwelt, die zuſammenſtanden, auch wenn der letzte Feiertag herankam und das einſtürzende Gewölbe der finſtern Halde die im Leben Verbundenen auch im grauenvollen Tode vereinigte. Ebenſo verhält es ſich bei den Jägerliedern, den Trinkliedern, den Mailiedern und endlich auch mit den zahlreichen Liebesliedern, welche alle zuſammen in der Zeit, als ſie entſtanden, als „gute Geſellenliedlein" zuſammengefaßt wurden; die fröhliche Geſellſchaft der zuſammen Gehörenden, am Tiſche des Handwerkes, wie des Trinkhauſes, auf der Jagd, wie auf dem Tanzboden iſt der Kreis, in dem ſie entſtehen, der ſie verſteht und der ihnen freudig mit lautem Widerhall antwortet. Ein allgemeines formloſes Publikum, wie den heutigen Dichtern, ſtand den Sängern der Volkslieder nicht vor Augen; es iſt ein beſtimmter, aber dem Dichter in Leben, Sinn und Sitte nahe verwandter Kreis, den ſie vor ſich haben und daher rührt die konkrete Anſchaulichkeit, die Wahrheit, welche aus dieſen Liedern, ſelbſt aus denen geringeren Wertes uns ſo anſprechend entgegentritt, zum größten Teil her."

Es mag ja vielleicht dem und jenem nicht behagen, daß er das Volkslied gar oft in Kreiſen zu ſuchen hat, in denen ehrbare Zucht und frommer Sinn nicht immer zu finden waren. Die wilden Landsknechte wenigſtens, die Leute des Kaiſers Maximilian, nahmen es in jener wilden Zeit nicht gar zu ſtrenge mit bürgerlicher Sitte, aber man braucht nur an das Lied von der Schlacht von Pavia zu erinnern, um zu zeigen, daß gerade dieſe plündernden Geſellen die Träger jener Gattung volkstümlicher Poeſie waren, die wir als das hiſtoriſche Volkslied kennen und ob ihrer naiven Friſche, ihrer dramatiſchen Lebendigkeit auch heute noch ſchätzen. Ihm, dem hiſtoriſchen Volkslied, das als „fliegendes Blatt" bald

seinen Lauf durch die Lande nahm, boten ja gerade die Reformation mit ihrem Helden Luther und die Kämpfe des dreißigjährigen Krieges eine so überreiche Fülle von Stoff, daß es nur zu verwundern wäre, wenn sich die Dichterkraft des Volkes seiner nicht bemächtigt und ihn nach allen Seiten hin ausgeformt hätte. Gar oft war ja das fliegende Lied für das Volk geradezu die Kriegszeitung, aus der es von allen Siegen und Schlachten seiner Freunde und Feinde erfuhr, und daß es besonders mit den letzteren nicht immer fein säuberlich umging, das überrascht keinen, der jene Zeit kannte und der weiß, daß auch unser Luther da wo es galt, seinen Widersachern auf die Füße zu treten, dies mit dem ganzen Nachdrucke seiner gesund derben und rücksichtslos dreinfahrenden Natur tat.

Vor diesen manchmal rauhen und polternden Tönen zog sich das sonstige Volkslied mehr und mehr in die Stille und bald auch in die Vergessenheit zurück, um auch dann nicht wieder ans Tageslicht zu treten, als der Lärm des Krieges verstummt und „das edle Fried- und Freudenwort" vom Ende aller blutigen Greuel verkündet worden war. Noch strömten dem historischen Volkslied da und dort neue Wellen zu; die Türkenkriege mit der Gestalt des Prinzen Eugen, der große Kurfürst, der Fall Straßburgs und zu guter Letzt die Zeit des siebenjährigen Krieges und des großen Königs ließen noch manches frische Lied erklingen, an dem wir uns auch heute noch erfreuen. Aber schon hatte auch nach dem dreißigjährigen Krieg die nüchterne Reflexion und Reimkünstelei in unserer deutschen Literatur ihren Platz eingenommen. Man betrieb das Dichten als eine Art von gelehrtem Geschäft; man stellte Gesetze und Regeln auf und zwang die freischaffende Kraft in die Enge eines trockenen Schematismus, durch den jede Frische und Unbefangenheit zu Boden gedrückt wurde. Und noch Schlimmeres als das; man vergaß sein eigenes Deutschtum und freute sich wie in der Mode, so auch in der Literatur einer Ausländerei, die dem ehrlichen und geraden Deutschen gar schlecht und lächerlich zu Gesicht stand. Und dazu kam später, unser ganzes geistiges Leben zersetzend und verflachend, die Verbreitung des Rationalismus, der namentlich auch in gebildeten Kreisen eine Gleichgültigkeit gegen alle religiösen Fragen zeugte, die lähmend auf unsere ganze Kultur wirkte und auch in weiteren Schichten des Volkes Verdrossenheit und Unlust an jedem

Vorwärtsſtreben weckte. So ſchien die Hoffnung, daß einmal noch an deutſchem Weſen die Welt geneſen ſolle, gar geringe, und auch dann, als die Blütezeit unſerer deutſchen Literatur aus Sturm und Drang hervorbrach, hatte man offenbar gerade für die Schätze unſerer Volks- und Heimatkunſt nur wenig Intereſſe.

Aber wir werden es in den folgenden Schilderungen ſehen: die deutſche Volkskraft ließ ſich nicht ertöten und erdrücken. Man mag der Romantik, die auch dem Volkslied wieder an das Licht des Tages half, zum Vorwurfe machen, was man will, man mag ihr namentlich auch eine Haltloſigkeit in der ſittlichen Lebensführung einzelner ihrer Vertreter zum Vorwurf machen und ſie ob ihrer ungeſunden Hinneigung zum Katholizismus tadeln: auf dem Gebiete, von dem wir ſprechen, kann man ihr ein hohes und unvergängliches Verdienſt nicht beſtreiten. Sie hat appelliert an das Gemüt des deutſchen Volkes und ihr Weckruf iſt damals nicht verhallt. Sie hat ſelbſt nichts Bleibendes und Dauerndes geſchaffen, einzig das herrliche Buch „Des Knaben Wunderhorn" ausgenommen, aber ſie hat vielen Anregung und Mut gegeben, die Wege in die Vergangenheit zu ſuchen und von dem zu berichten, was ſie auf ihnen gefunden. So hat auch ſie in ihrem Teile dazu beigetragen, daß wir über die Stürme und Wirren unheilvoller Jahre hinweg allmählich unſeres Deutſchtums uns wieder bewußt und dazu geführt wurden, uns zuſammenzufinden in gemeinſamer nationaler Arbeit. Nicht alle Träume der Romantik haben ſich ja erfüllt, und auch wir ſahen uns manches wieder unter den Händen zergehen, was wir zur ewigen Dauer geſtaltet zu haben und feſthalten zu können geglaubt hatten. Ob und wie es uns vielleicht gelingen wird, das Verlorene wieder zu gewinnen, davon mag im Folgenden die Rede ſein.

## II. Das Volkslied und die Romantiker.

Im Intelligenzblatt der „Jenaiſchen Allgemeinen Literaturzeitung" erſchien im Jahre 1805 die nachfolgende Anzeige: „Zur Leipziger Michaelismeſſe d. J. erſcheint: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutſche Lieder, geſammelt von A. v. Arnim und Clemens Brentano. Gr. 8°. Frankfurt a. M. bey J. C. B. Mohr und Heidelberg bei Mohr und Zimmer. — Wir zeigen die erſte größere Sammlung älterer deutſcher Lieder

an, wie ſie die neueren unter dem Namen: Romanzen und Balladen begreifen, wie die Vorzeit ſie im Geſange erfand und überlieferte, wie ſie von uns aus dem Munde des Volkes, aus Büchern und Handſchriften geſammelt, geordnet und ergänzt ſind. — Der Reichtum dieſes nationalen Geſanges wird der allgemeinen Aufmerkſamkeit nicht entgehen, es wird viele überraſchen, manche Bemühungen unſerer Zeit ergänzen und aufheben. Wir erwarten ſehr viel von der feſten, freudigen Lebensweiſe dieſer Lieder, einen mannigfaltigen vollen Ton in der Poeſie, einen Anklang von beſtimmten, echteigenen Gedanken; in Anderen eine Anregung mancher halbvergeſſenen Jugenderinnerung; ſie werden nicht bloß geleſen, ſie werden behalten und auch geſungen werden; ſie umſchließen ihrem Inhalte und ihrer Empfindung nach vielleicht den größten Teil deutſcher Poeſie, ſie werden dadurch manches unbeſtimmte Verlangen befreien, was ſich im Vielleſen unberuhigt fühlt, ſie werden dem deutſchen Gemüte wie eine ſchöne Geſchichte erſcheinen, die zugleich wahr iſt, dem Fremden ſind ſie eine wunderbare, hohe, vielleicht ſchon untergegangene Bildungsſtufe."

Mit dieſen Worten hatte Achim v. Armin (1781—1831) die Herausgabe des erſten Bandes einer Liederſammlung angezeigt, die in Gemeinſchaft mit Clemens Brentano (1778—1848) veranſtaltet, trotz aller ihrer Mängel, doch einzig in ihrer Art geblieben iſt und heute noch als die bedeutſamſte Leiſtung der romantiſchen Schule gilt. Es war ja kein origineller Gedanke, den die beiden Romantiker damit zur Ausführung brachten. Die Geſchichte ſeiner Entſtehung führt nach England und zu dem nachmaligen Biſchof Thomas Percy von Dromore, der als Pfarrer zu Eaſton Maudit in der Grafſchaft Northampton in den Beſitz einer alten Foliohandſchrift von Volksliedern gekommen war und dieſelben im Jahre 1765 unter dem Titel: Reliques of Ancient English Poetry, consisting of Old Heroic Ballads, Songs and other pieces of our earlier poets (chiefly of the Lyric kind) together with some few of later date, unterſtützt dabei von ſeinen Freunden, den Dichtern Shenſtone und Oliver Goldſmith, dem Schauſpieler Garrick und vielen andern, herausgab. Die Sammlung, die bald eine Reihe von Auflagen erlebte, rief auch in Deutſchland großes Aufſehen hervor. Rudolf Erich Raspe, Bibliothekar in ſeiner

Vaterſtadt Hannover hatte ſofort beim Erſcheinen des Buches in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften dasſelbe angezeigt und dabei den Wunſch ausgeſprochen, „daß ein deutſcher Kunſtrichter nach dem Beiſpiele dieſes Engländers einen gleichen Fleiß auf die alten deutſchen Geſänge ſetzen möchte“. Er hatte dann im folgenden Jahre noch einmal auf die engliſche Sammlung hingewieſen und ſeinen Aufſatz mit folgenden Worten geſchloſſen: „Wir wünſchen am Ende, daß unſere Landsleute aus dieſer Sammlung, welche mehrenteils lauter kleine Romanzen, ſo ſchön als Taſſos Klang, als Arioſtens Lieder enthält, die wahre Würde und Natur der Romanze verehren und kennen lernen, und wenn ſie ſelbſt Romanzen ſchreiben wollen, ſich dieſe lieber und die eben erwähnten Irländer, als die traurigen Mordgeſchichten unſerer Bänkelſänger zu Muſtern wählen möchten“.

Der erſte, bei dem dieſe Worte offenbar einen Widerklang fanden, war Herder. Schon im Jahre 1767 hatte er in ſeinen Fragmenten „Über die neuere deutſche Literatur“ den Wert der alten Nationallieder betont, „die den oft ſo vortrefflichen Balladen der Britten beikämen“, und ſein Ehrgeiz, ein deutſcher Percy zu werden, führte ihn, nachdem er in Straßburg auch den jungen Goethe auf das deutſche Volkslied aufmerkſam gemacht hatte, immer wieder auf dieſen Gedanken, dem er ja zuletzt auch in ſeiner Sammlung von „Volksliedern“ (ſpäter „Stimmen der Völker in Liedern“) eine eigenartige Verwirklichung gab. Auch in ſeinem Büchlein: „Über Oſſian und die Lieder alter Völker“ war er wieder darauf zu ſprechen gekommen und hatte mit ſeinen Ausführungen bei Gottfried Auguſt Bürger, deſſen „Leonore“ eben damals im Werden war, helle Begeiſterung hervorgerufen. Drei Jahre ſpäter, als in Boies „Deutſchem Muſeum“ unter dem Titel „Aus Daniel Wunderlichs Buch“ Bürgers Manifeſt über das Volkslied erſchien, kam auch die erſte Sammlung deutſcher Volkslieder heraus, deren Herausgeber, der Berliner Buchhändler und Schriftſteller Fr. Nicolai, damit freilich nur eine Satire auf die Beſtrebungen zur Neubelebung des deutſchen Volksliedes liefern wollte und nach ſeiner ganzen nüchternen und pedantiſchen Veranlagung am wenigſten geeignet zu einer ernſthaften Erfaſſung der ſchönen Aufgabe erſchien. „Eyn / feyner / kleyner / ALMANACH / vol / ſchönerr / echterr / liblicherr Volkslieder, luſtiger / Reyen vnndt kleglicher Mordgeſchichte,

geſungen von Gabriel Wunderlich weyl / Benkelſengernn zu Deſſaw herausgegeben / von Daniel Seuberlich, Schuſternn / zu Ritzmück ann der Elbe / Erſter Jahrgang. / Mit Königl. Preuß. und Churf. Brandenb. allergn. Freyheiten / Berlynn bnndt Stettyn / verlegts Friedrich Nicolai 1777 (in 16°; 176 p p)" lautete der recht witzig-ſatiriſch ſein ſollende, aber dafür ebenſo albern und geſchmacklos ausfallende Titel dieſer Sammlung, deren Herausgeber in dem Vorwort ſogar die geradezu kindiſche Idee verfocht, die Volkslieder als im Volk entſtanden, ſollten auch im Volke bleiben und nur für dieſes herausgegeben werden. In demſelben Jahre mit Nicolais Almanach, für deſſen zweiten Jahrgang dieſer ſogar Leſſing zu gewinnen ſuchte, erſchien ſodann Herders oben erwähnte Sammlung von Volksliedern, die mit einem 1779 veröffentlichten zweiten und letzten Teil abſchloß. Ihm, der namentlich auch das fremdländiſche Volkslied in den Bereich ſeiner Betrachtungen zog, ſtellte 1784 Anſelm Elwert als „Ungedruckte Reſte alten Geſanges" weſentlich nur deutſche Volkslieder gegenüber und kann ſo als der unmittelbare Vorgänger der Sammlung von Arnim und Brentano gelten.

Freilich mit ſeinen Veröffentlichungen ſchien auch das Intereſſe für das deutſche Volkslied wieder geſchwunden. In dem geiſtigen und politiſchen Sturm und Drang der folgenden Jahre, aus dem ſich ringend und gärend, ſtrebend und irrend die Anfänge einer neuen Zeit bildeten, hatte man offenbar nur wenig Verſtändnis mehr für die ſchlichten und manchmal wohl auch verworren und unklar klingenden Töne des Liedes aus der Kindheit unſeres Volkes. Um ſo mehr war man aber auch erſtaunt, als im Jahre 1806 „Des Knaben Wunderhorn" erſchien. Die begeiſterte Liebe zum Volkslied hatte Arnim und Brentano, die ſich 1801 als Studenten in Göttingen hatten kennen gelernt, verbunden und nach mancherlei Reiſen, die namentlich auch der Sammlung alter Volkslieder galten, hatten ſie ſich 1805 in Heidelberg wieder getroffen, um nun dort ihr Unternehmen zu vollenden. Dasſelbe erſchien denn auch am Ende dieſes Jahres mit einer Widmung an Goethe und dem einer altfranzöſiſchen Ballade nachgebildeten Titel, ſowie einer aus der Feder Arnims ſtammenden und dem Kapellmeiſter Reichard zugeeigneten Abhandlung „Von Volksliedern", in welcher dieſer ſchöne Worte über die volle tateneigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes

niederſchrieb. „Wer nicht das Höchſte will“, ſagt er zum Schluß, „kann auch das Kleinſte nicht; wer nur für ſich ſchafft in ſtolzer Gleichgültigkeit, ob es einer faſſe und trage, wie ſoll er andere erfaſſen und ergreifen; wer nur um jenes Völkchen buhlt, das immer läuft und klappert, ſich immer was zu ſagen hat und eigentlich nie etwas ſagt; ſie gleiten beide ab, nicht weil die Welt wirklich Eis, ſondern weil ſie die beiden Eispole aufſuchen. — Auch müſſen wir oft denken, es iſt unendlich leicht, recht künſtlich zu ſcheinen, wenn man das Leichte ſchwer, das Schwere leicht nimmt, doch was iſt dieſer Schein? Er wäre das Weſen, wenn es nicht erſchiene. Solch eine Spiegelung nach oben, nach unten, wie ſie leer, ſo vorübergehend iſt ſie, und doch geht darin Morgenſtrahl und Leben, Aufſicht und Hoffnung auf, ein ewiges geiſtiges Menſchenopfer. Sehe jeder nur frei und ganz, wie er geſtellt iſt, und einer iſt dem andern notwendig, keinem iſt das aſtraliſche Verhältnis entzogen, jeder iſt ein Künſtler, der das mitteilen kann, was ihm eigentümlich im All, die andern zu erklären. Dem aber ſind die Aſpekten beſonders günſtig, dem ein wichtiges allgemeines Wirken mühelos vorbereitet, der ohne Arbeit erntet und alle ernährt in gottähnlichem Leben. So wird es dem, der viel und innig das Volk berührt, ihm iſt die Weisheit in der Bewährung von Jahrhunderten ein offenes Buch in die Hand gegeben, daß er es allen verkünde, Lieder, Sagen, Sprüche, Geſchichten und Prophezeiungen, Melodien, er iſt ein Fruchtbaum, auf dem eine milde Gärtnerhand weiße und rote Roſen eingeimpft zur Bekränzung. Jeder kann da, was ſonſt nur wenigen aus eigener Kraft verliehen, mächtig in das Herz der Welt rufen, er ſammelt ſein zerſtreutes Volk, wie es auch getrennt durch Sprache, Staatsvorurteile, Religionsirrtümer und müßige Neuigkeit, ſingend zu einer neuen Zeit unter ſeine Fahne. Sei dieſe Fahne auch nicht geſtickt mit Trophäen, vielleicht nur das zerriſſene Segel der ſchiffenden Argonauten oder der verſetzte Mantel eines armen Sängers, wer ſie trägt, der ſucht darin keine Auszeichnung, wer ihr folgt, der finde darin ſeine Schuldigkeit, denn wir ſuchen alle etwas Höheres, das goldene Vlies, das allen gehört, was der Reichtum unſeres ganzen Volkes, was ſeine eigene, immer lebende Kunſt gebildet, das Gewebe langer Zeit und mächtiger Kräfte, den Glauben und das Wiſſen des Volkes, was ſie begleitet

in Luſt und Tod, Lieder, Sagen, Kunden, Sprüche, Geſchichten, Prophezeiungen und Melodien, wir wollen allen alles wiedergeben, was im vieljährigen Fortrollen ſeine Demantfeſtigkeit bewährt, nicht abgeſtumpft, nur farbeſpielend geglättet, alle Fugen und Ausſchnitte hat zu dem allgemeinen Denkmale des größten neueren Volkes, der Deutſchen, das Grabmal der Vorzeit, das frohe Mal der Gegenwart, der Zukunft ein Merkmal in der Rennbahn des Lebens. Wir wollen wenigſtens die Grundſtücke legen, was über unſere Kräfte, andeuten, im feſten Vertrauen, daß die nicht fehlen werden, welche den Bau zum Höchſten fortführen, und der, welcher die Spitze aufſetzt allem Unternehmen. Was da lebt und wird und worin das Leben haftet, das iſt doch weder von heute noch von geſtern, es war und wird ſein, verlieren kann es ſich nie, denn es iſt, aber entfallen kann es für lange Zeit, oft wenn wir es brauchen, recht eifrig ihm nachſinnen und denken. Es gibt eine Zukunft und eine Vergangenheit des Geiſtes, wie es eine Gegenwart des Geiſtes gibt, und ohne jene, wer hat dieſe?" — Und in einer Nachſchrift an den Leſer ſagt er: „Von dieſer unſerer Sammlung kann ich nur mit ungemeiner Neigung reden, ſie iſt mir jetzt das liebſte Buch, was ich kenne, nicht was mein Freund Brentano und ich dafür getan, ungeachtet es gerne geſchehen, ſondern was innerlich darin iſt und weht, die friſche Morgenluft altdeutſchen Wandels. Wär ich ein Bienenvater, ich würde ſagen, es war der letzte Bienenſtock, er wollte eben wegſchwärmen, es hat uns wohl Mühe gemacht, ihn im alten Hauſe zu ſammeln, bewahrt ihn, ſtört ihn nicht, genießt ſeines Honigs, wie recht. Unrecht iſt es, für die einzelne Schönheit einer Gegend aufzuwecken, den ſie in ſchönere Träume vertieft, darum kein näheres Wort über die bedeutende Schönheit jedes einzelnen dieſer Lieder, bloß literariſche Merkwürdigkeit iſt meines Wiſſens keins, jedes atmet, pulſiert in ſich, lauter friſche, ſpielende, ringende Kinder, keine hölzerne Puppen, die ſelbſtechte Dichter, aus Angewohnheit des Bildens, ihren echten Kindern nachmachen. Dem verſtändigen Leſer wird dies zum aufmerkenden Leſen genügen; was die Rezenſenten anbelangt, ſie leſen dies ſo wenig als das übrige, wir leſen ſie dafür ebenſowenig, ſo ſind wir mit einander im ewigen Frieden."

Die Rezenſenten, mit denen ſich die Herausgeber des Wunderhorns ſpäter noch einige Male auseinanderſetzen mußten, hatten allerdings mancherlei an der Sammlung zu beanſtanden und waren dabei, ſoweit ſie ihr Urteil vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus abgaben, nicht immer ganz im Unrecht. Einer der erſten, der das Buch rezenſierte, war kein geringerer als Goethe ſelbſt, deſſen wahrhaft klaſſiſche Beſprechung 1806 in der Jenaiſchen Literaturzeitung erſchien: „Die Kritik", ſagte der Alte von Weimar, „dürfte ſich vorerſt nach unſerem Dafürhalten mit dieſer Sammlung nicht befaſſen. Die Herausgeber haben ſolche mit ſo viel Neigung, Fleiß, Geſchmack, Zartheit zuſammengebracht und behandelt, daß ihre Landsleute dieſer liebevollen Mühe nun wohl erſt mit gutem Willen, Teilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechtswegen ſollte dieſes Büchlein in jedem Hauſe, wo friſche Menſchen wohnen, am Fenſter, unterm Spiegel oder, wo ſonſt Geſang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden ſeyn, um aufgeſchlagen zu werden in jedem Augenblicke der Stimmung oder Unſtimmung, wo man dann immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umſchlagen müßte. Am beſten aber läge doch dieſer Band auf dem Klavier des Liebhabers oder Meiſters der Tonkunſt, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten, hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu laſſen, oder ihnen ſchickliche Weiſen anzuſchmiegen, oder wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch ſie hervorzulocken. Würden dann dieſe Lieder nach und nach in ihrem eigenen Ton- und Klangelement von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten ſie allmählich, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem ſie zum Teil gewiſſermaßen ausgegangen, ſo könnte man ſagen, das Büchlein habe ſeine Beſtimmung erfüllt und könne nun wieder, als geſchrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen. — — — —

Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden, aus dem reichen Vorrat ihrer Sammlung, ſowie aus alten vorliegenden ſchon gedruckten bald noch einen Band folgen zu laſſen; wobei wir freilich wünſchen, daß ſie ſich vor dem Singſang der Minneſänger, vor der bänkelſängeriſchen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meiſterſänger, ſowie vor allem Pfäffiſchen und Pedantiſchen höchlich hüten

mögen. Brächten ſie uns noch einen zweiten Teil deutſcher Lieder dieſer Art zuſammen, ſo wären ſie wohl aufzurufen, auch was fremde Nationen, Engländer am meiſten, Franzoſen weniger, Spanier in einem andern Sinn, Italiener faſt gar nicht, dieſer Liederweiſe beſitzen, auszuſuchen und ſie im Original und nach vorhandenen oder von ihnen ſelbſt zu leiſtenden Überſetzungen darzulegen. Haben wir gleich zu Anfang die Kompetenz der Kritik, ſelbſt im höheren Sinn, auf dieſe Art Arbeit gewiſſermaßen bezweifelt, ſo finden wir noch mehr Urſache, eine ſondernde Unterſuchung in wiefern das alles, was uns hier gebracht iſt, völlig ächt, oder mehr oder weniger reſtaurirt ſey, von dieſen Blättern abzulehnen. Die Herausgeber ſind im Sinne des Erforderniſſes ſo ſehr, als man es in ſpäterer Zeit ſeyn kann, und das hie und da ſeltſam Reſtaurirte, aus fremdartigen Teilen Verbundene, ja das Untergeſchobene iſt mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszuſtehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa des ungebildeten, eine Weile durchgeht. Warum ſoll der, der es in letzter Inſtanz aufzeichnet, mit andern zuſammenſtellt, nicht auch ein gewiſſes Recht daran haben? Beſitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetiſches und kein heiliges Buch als inſofern es dem Auf- und Abſchreiber ſolches zu überliefern gelang oder beliebte. Wenn wir in dieſem Sinne die vor uns liegende gedruckte Sammlung dankbar und läßlich behandeln, ſo legen wir den Herausgebern deſto ernſtlicher ans Herz, ihr poetiſches Archiv rein ſtreng und ordentlich zu halten. Es iſt nicht nütze, daß alles gedruckt werde, aber ſie werden ſich ein Verdienſt um die Nation erwerben, wenn ſie mitwirken, daß wir eine Geſchichte unſerer Poeſie und poetiſchen Kultur, worauf es denn doch nunmehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geiſtreich erhalten."

So urteilte Goethe, der ja einſt ſelbſt bei dem Volkslied in die Lehre gegangen war und ihm ſeine innigſten Töne abgelauſcht hatte, über „Des Knaben Wunderhorn". Er war nicht blind für die Schwächen und Mängel der Sammlung, aber ihm ſtand das Ziel der Herausgeber höher, als die kleinliche Kritik, und ſo formte er das, was er mit Recht auszuſetzen hatte, die manchmal ziemlich kritikloſe Zuſammenſtellung der Lieder, ihre oft oberflächliche oder willkürliche Redaktion und den Mangel an Unterſcheidung zwiſchen

Echtem und Unechtem, zu freundlichen und sachlichen Ratschlägen, denen für uns freilich sein hartes Urteil über den Singsang der Minnesänger und die Plattheiten der Meistersänger einen etwas eigenartigen Beigeschmack gibt.

Die zeitgenössische wissenschaftliche Kritik freilich kümmerte sich wenig um Goethes Mahnung an sie. Verhältnismäßig noch milde machte Friedrich Schlegel seine Bedenken gegen die Sammlung geltend. „Wenn nur auch", meinte er, „die Sorgfalt der Behandlung und der Auswahl dem Reichtum einigermaßen entspräche. Wenn nur nicht so manches Schlechte mit aufgenommen, so manches Eigne und Fremdartige mit eingemischt wäre, und die bei einigen Liedern sichtbare willkürliche Veränderung nicht bei dem größten Teil der Leser ein gerechtes Mißtrauen auch gegen die übrigen einflößen müßte." Weit schärfer noch sprachen sich die Germanisten Büsching und von der Hagen, deren Sammlungen die beiden Romantiker fleißig benützt hatten, über das Buch derselben aus, und nur Docen wies auf das Verdienstvolle des Unternehmens in in seinen Miscellaneen hin. „Statt es jemand Dank zu wissen" schrieb er, „für eine gute unbillig vergessene Sache auf irgend eine Weise mitgewirkt zu haben, beäugelt der müßige Tadel das Wie, und vergißt, daß, wenn es auf ihn angekommen wäre, das Ganze unberührt und unbekannt noch hundert Jahre hätte fortruhen können." Der Weimaraner Literat Falk aber, der sich in einer Satire über Arnim lustig machte, mußte zum Schluß derselben, nachdem Lessing, Herder und Ramler seinen Stil einer Kritik unterzogen hatten, doch sein Urteil in folgende drollige Form kleiden: Achim von Arnim, angeklagt wegen Mangels an Geschmack, üppigen Colorits, Vernachlässigung des Stils, der Sprache und der Zeichnung, auch deshalb, wie aus den Akten zu ersehen ist, schuldig erfunden: „wegen höheren Verdiensts aber, als genialer Kopf, als Sammler altdeutscher Volksgedichte und des echten Dichtergefühls, das ihn bei diesem schweren Geschäft geleitet hat, freigesprochen und mit einem doppelten Ehrenkranz nach Elysium entlassen".

Auf alle diese Kritiken, die Hofmann von Fallersleben später im Weimarischen Jahrbuch 1885 zusammengestellt hat, antworteten Arnim und Brentano nur dadurch, daß sie im Jahre 1808 den zweiten und dritten Band des Wunderhorns, der auch die von

Brentano redigierten Kinderlieder enthielt, erscheinen ließen. Kein anderer als Johann Heinrich Voß, der Homeride, der Jugendfreund Goethes, der, gleich den Romantikern in Heidelberg wohnend, schon lange dem Tun und Treiben derselben mit heimlichem Groll, wohl auch mit dem Neide des grämlichen Alters und der ganzen Einseitigkeit eines auf einen überlebten Klassizismus festgelegten Prosaisten zugesehen hatte, machte sich nun auf, in einer bitterbösen und auf einen ganz niedrigen Ton gestimmten Kritik gegen diese neue Strömung in der deutschen Literatur zu Felde zu ziehen. Im Stuttgarter Morgenblatt von 1808, das sich sonst durch seine vornehme Haltung auszuzeichnen pflegte, erschien in den Nummern vom November 1808 eine längere Besprechung der Arnim-Brentanoschen Sammlung. „Die bei Mohr und Zimmer unter dem Titel des Knaben Wunderhorn im Jahre 1806 erschienene Sammlung alter Volkslieder", hieß es dort, „deren geheuchelte Einfaltsmiene eine zu nachsichtige Aufmunterung erschlich, ist seitdem, was der edle Aufmunterer nicht argwöhnte, als ein zusammengeschaufelter Wust, voll mutwilliger Verfälschungen, sogar mit untergeschobenem Machwerk gerügt worden — — — In den neuerschienenen Bänden (2 und 3) wird ein heilloser Mischmasch von allerlei buzigen, truzigen, schmuzigen und nichtsnuzigen Gassenhauern, samt einigen abgestandenen Kirchenhauern uns vorgeschüttet. — Aus dem weltlichen Schutthaufen das etwa gesunde Korn zu sondern, sei andern gegönnt."

Man mag nun über die eigenartige Sammelmethode der Romantiker denken, wie man will. Man mag zugeben, daß sie den Rahmen der „alten deutschen Lieder" — sie selbst gebrauchten den Ausdruck Volkslieder wohlerwogener Weise nicht — etwas sehr weit gespannt hatten, und sich fragen, was denn Dichter, wie Opitz, Zesen, Moscherosch, Christian Weise, Abraham a Santa Clara oder Schubart, Mathias Claudius und gar Pfeffel mit seinem süßlichen Lied von der Tabakspfeife, in der Sammlung tun. Man mag ferner als bezeichnend für ihre Auswahl nur darauf hinweisen, daß sie beispielsweise Justinus Kerners Lied aus dessen „Reiseschatten": „Mir träumt ich flög gar bange" kurzer Hand als „mitgeteilt, wahrscheinlich nicht sehr alt" bezeichneten. Immer aber bleibt die Tatsache bestehen, daß derjenige, der am wenigsten zum Kritiker über

ſie berufen war, der alte Johann Heinrich Voß war, und daß die Auslaſſungen des Alten über die Jungen alles, nur keine literariſche Ruhmestat für ihn bildeten. Er mußte ſich denn auch in erſter Linie von ſeiten Arnims eine ſehr ſcharfe Abfertigung gefallen laſſen, indem dieſer in der Jenaer Literaturzeitung ſofort eine Erklärung gegen Voß erließ mit der Aufforderung, daß dieſer ihm binnen ſechs Wochen wegen ſeiner Beſchimpfungen und der Verdächtigung einer erſchlichenen Rezenſion in der Jenaer Zeitung Abbitte leiſte. „Sollten Sie dieſen Termin verſäumen, ſo werde ich Sie als einen boshaften Verleumder gerichtlich in Heidelberg und außergerichtlich durch Abdruck Ihres ganzen Wörterbuchs von Schimpfreden beſtrafen, womit Sie allerlei Männer, unter denen ich der unbedeutendſte bin, ſeit dem Anfang Ihrer literariſchen Laufbahn geſchändet und unſchuldige Leute genug zum Nachſprechen verführt haben.“ Daraufhin mäßigte wohl Voß in einer Erwiderung ſeine Ausdrücke, konnte ſich aber am Schluſſe doch der Bemerkung nicht enthalten: „Der wahrhafte und unverfälſchte Titel des Buches wäre dieſer: Alte deutſche Lieder und Schnurren, auf Glauben zuſammengerafft, umgearbeitet und ausgeflickt; zugleich mit neuen Liedern, auch eigenen, untermengt von N. N.“ Zu einem Widerruf oder gar einer Abbitte ließ ſich der alte Herr, der durch ſeine Auslaſſungen offenbar auch Goethe die Freude an der Sammlung verdorben hatte, nicht herbei, und Arnim ſeinerſeits verzichtete, indem er ſein Stillſchweigen als das Bekenntnis eines Irrtums deutete, auf eine gerichtliche Verfolgung, forderte aber Voß nochmals auf, ihm ein Lied zu zeigen, „dem kein älteres Fragment oder Sage zugrunde liegt, oder eine Änderung, für die ich keinen Grund anzugeben wüßte, aus höherer Kritik oder allgemeiner Verſtändlichkeit“. Auch Brentano hatte indeſſen „mitten im großen Krieg von dem kleinen Voßiſchen Krieg“ gehört, und es für angezeigt erachtet, auch ſeinerſeits durch eine Erklärung zu demſelben Stellung zu nehmen.

Voß ließ nun nichts mehr von ſich hören. Dagegen nahmen Arnim und Brentano gelegentlich der Ankündigung vom Erſcheinen eines *vierten* Bandes, das freilich in der Folge unterblieb, trotzdem ihnen die Hilfe der Brüder Grimm in Ausſicht geſtellt war, die Gelegenheit wahr, ſich nochmals mit ihren Kritikern aus-

einanderzuſetzen. „Haben die beiden ſpäter erſchienenen Bände“, heißt es dort, „manche eigentümliche Freude gewährt, die dem erſten fehlte: ſo danken es die Leſer hauptſächlich den Erinnerungen jenes Rezenſenten des erſten Bandes, der mit Weisheit das Literariſche und Kritiſche von unſerem Unternehmen ſonderte, und uns immer aufmerkſamer machte auf charakteriſtiſche Individualitäten in den älteren Liedern, die wir durch Erneuerung und durch Zuſammenſtellung mit einigen neueren Liedern noch mehr herauszuheben trachteten. Wir bedauern, daß die Sammlungen, die den erſten Teil des Wunderhorns veranlaßten, ſo bald aufgehört haben. — Wenige Jahre ändern in unſerer Zeit ſehr viel — mit Bedauern müſſen wir bemerken, daß jetzt ein breites literariſches Geſchwätz, das in überflüſſigen Zitaten ſtolziert, die erwachte Liebe zu älterer deutſcher Literatur allmählich wieder unterdrückt und lebendigere Menſchen davon zurückſchreckt“. Als aber im Jahre 1818 der erſte Band des Wunderhorns in einer zweiten Auflage erſchien, gab ihm Achim von Arnim noch einmal ein Geleitswort mit auf den Weg, in welchem er die Arbeit der Herausgabe darzulegen und zu rechtfertigen ſuchte. Anknüpfend an die oben wiedergegebene Rezenſion Goethes ſchreibt er: „So billig dieſe Anforderung an uns erſcheinen mag, bei einer Fortſetzung des Werkes das Geſchichtliche mehr vor Augen zu haben, ſo wenig Beruf ſcheinen wir beide Herausgeber dennoch dazu gehabt zu haben, daß wir nur ungern uns zu einigen Mitteilungen der Art in der Fortſetzung bequemten, und ſelbſt dieſe als ein Hindernis des eigentlichen Bemühens anſahen. Die eigentliche Geſchichte war mir damals unter der trübſinnigen Laſt, die auf Deutſchland ruhte, ein Gegenſtand des Abſcheus, ich ſuchte ſie bei der Poeſie zu vergeſſen, ich fand in ihr etwas, das ſein Weſen nicht von der Jahreszahl borgte, ſondern das frei durch alle Zeiten hindurch lebte. Dieſes Weſen, das mich in neuen und alten Schriften gleich lebhaft anregte, ſuchte ich in ſeinen ſichtbarſten Zeichen auch andern mitzuteilen, ich verſchmähte es nicht, wo ich es in andern zu entdecken glaubte, und ſo wurden auch die beiden folgenden Bände ein Aufnehmen des Fremden in uns. Es würde uns jetzt faſt unmöglich ſein, durch Zeichen, wie einige gewünſcht haben, anzudeuten, wo die Reſtauration anfängt und das Alte aufhört“.

Aus dieſen Bemerkungen mag es ſich erklären, daß mir ſtatt aller literariſchen Notizen und geſchichtlichen Betrachtungen über das Volkslied, die ich hier gerne einſchaltete, in dieſem Augenblicke nur mein damaliges mit alten Bildern beſchlagenes Stehpult auf Brentanos Zimmer in Heidelberg vorſchwebt, von welchem ich umher auf einen reichen Schatz geſammelter alter Bücher und Handſchriften und in die Ferne auf die abgeſtuften Weinberge jenſeits des Neckars blickte; es klingen ordentlich vor meinen Ohren ſtatt der echthiſtoriſchen von uns verbeſſerten Übelklänge in den Liedern, ſo wichtig ſie ſein mögen, die Takte und Tonſchläge der großen Trommel, welche die luſtigen und leiſen Walzer in den Tanzſälen jenſeits des Neckars regelte, ja ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, ſo ein Lied habe ſeine beſte Geſchichte in ſich ſelbſt und freue ſich recht herzlich, wenn es ein anderer mit wahrer Zuneigung in ſeine Seele aufnimmt und nach ſeinem inneren Verlangen geſtaltet. Was demnach an unſerer Sammlung auch vermißt werde, eine Gewißheit hege ich, daß wir den Unglimpf nicht verdient hatten, mit dem ein anderer berühmter Mann die Fortſetzung unſerer Arbeit begrüßte. Nach einer Reihe von Jahren, die inzwiſchen vergangen, iſt es mir verwunderlich, wie etwas ſo völlig Nichtiges wie jener Tadel mich kränken konnte. Die anſpruchloſe Bemühung und die Ergänzung verſtümmelter Lieder wird da Betrug und Verfälſchung genannt. Mögen andere an unſere Lieder die Liebe wenden, die wir an jene alten gewendet haben; ſtatt um Entſchuldigung bei den Leſern zu bitten, daß wir ſo manches in den Liedern änderten, bitte ich jetzt um Nachſicht, daß nicht noch manches andere darin gerundet, gekürzt und ergänzt iſt; habe ich doch von Muſikfreunden beim Einſingen ſo manche lobenswerte Änderung der Worte aus dem Stegreif dazu erfinden hören, auf die wir früher auch wohl bei wiederholter Anſicht hätten fallen können. Sucht jeder ſinnige Leſer, wenn ihn eins dieſer Lieder innerlich berührt, alles ihn Störende hinwegzuräumen, alles hinzuzufügen, was es in ihm bildete und anregte, ſo hat unſer Bemühen ſein höchſtes Ziel erreicht, und wir verſchwinden unter der Menge ſorgfältiger und erfindſamer Mitherausgeber des Wunderhorns".

Erſt nach dem Tode der beiden Herausgeber erſchien in den Jahren 1845 und 1846 eine neue und unbedeutend vermehrte

Ausgabe von des Knaben Wunderhorn, welche Arnims Witwe Bettina, geb. Brentano, veranlaßte. Im Jahre 1854 veröffentlichte Ludwig Erk einen vierten Band mit etwa zweihundert neuen Liedern aus Arnims Nachlaß. Die neuere Zeit brachte eine große kritiſche Ausgabe des Wunderhorns, deren Herausgeber Anton Birlinger und W. Creelius namentlich den Beweis zu liefern ſuchten, daß der poetiſche Anteil der erſtmaligen Herausgeber in der Tat doch größer war, als dieſe ſelbſt eingeſtehen wollten. Populäre Ausgaben haben Dr. Joſef Ettlinger in der bekannten Hendelſchen Sammlung, und zuletzt noch der Bibliophile Eduard Griſebach in Max Heſſes Verlag in Leipzig veranſtaltet, das Urteil über das Buch ſteht in der Literaturgeſchichte feſt, und der einzige, der demſelben Abbruch tun möchte, iſt wohl Rudolf von Gottſchall, der in ſeiner „Deutſchen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" ſich darüber in einer Weiſe äußert, die eben nur wieder an die Worte von J. H. Voß erinnert.

## III. Das Volkslied und die Gegenwart.

Hundert Jahre ſind ſeit dem Erſcheinen des Wunderhorns vergangen, und Zeit und Menſchen ſind andere geworden. Man hat beſonders in den letzten Jahren viel von einer Erneuerung des Volksliedes geſprochen, und man weiß, daß es gerade auch der deutſche Kaiſer war, der der Verwirklichung dieſes Gedankens ſeine Unterſtützung nach allen Seiten hin verſprach. Aber die Leute, die denſelben ausſprachen, vielleicht einer Laune der literariſchen Mode folgend, vielleicht inſtinktiv fühlend, daß auch hier ein Wandel geſchaffen werden müſſe, wenn anders wir nicht den Glauben an den guten Geiſt des deutſchen Volkes vollends ganz und gar verlieren ſollen — dieſe Leute ſind ſich offenbar nicht ganz klar darüber, was das heißen will und ſoll: eine Erneuerung des deutſchen Volksliedes. Ja wohl, wäre es an dem, daß es ſich dabei nur um die Wiederaufnahme und Weiterbildung irgend einer literariſchen oder künſtleriſchen Form handelt, ſo wäre die Sache eine einfache und nicht allzuſchwer durchführbare. Aber wir wollen uns doch einmal darüber klar werden: es handelt ſich dabei im Grunde genommen um eine völlige Umbildung unſeres geiſtigen und ſittlichen Lebens; es handelt ſich, will man auch dem

Volksliede wieder eine Heimstätte im deutschen Hause und beim deutschen Volke schaffen, zuletzt darum, uns bei und trotz allen unseren Kulturerrungenschaften wieder hineinzuwachsen und hineinzuleben in eine Gedankenwelt und in einen Glauben, von dem uns so vieles trennt. In dem ersten Abschnitt unserer Darlegungen, wo wir der geschichtlichen Entwicklung des Volksliedes in seinen Hauptzügen nachgegangen sind, haben wir's gesehen: sein Boden war nur da, wo sich das Volk zusammenfand zu einmütiger und froher Arbeit, wo es seine Freiheit nicht im Kampfe wilder und blinder Leidenschaft errungen hatte, sondern sie hinnahm als ein würdiges Verdienst tief eingewurzelter Treue zu dem Erbe der Väter in guten und bösen Tagen. Und dazu kam eines, was wir ja lange verloren haben: die Freude an Gott, das demütige Vertrauen zu jener ewigen Macht über uns, die des Menschen Wege lenkt und leitet wie die Wasserbäche, und das Bewußtsein einer Gebundenheit in all unserem Tun und Handeln an die göttliche Allmacht, von dem freilich der moderne Mensch nichts mehr wissen will. Der moderne Mensch! Man denke sich doch einmal diesen Träger einer Kultur, die nur im frivolen Verneinen ihre Stärke sucht, man denke sich einen jener modernen Herrscher des Geistes, der für alles was Glauben und Vertrauen heißt, nur einen beißenden Hohn oder ein spöttisches Bemitleiden hat. Man werde sich doch einmal in einer ernsten Stunde, die auch heute noch ein jeder findet, der sie nur sucht, darüber klar, was wir für unser innerliches Leben mit all dem, was man Fortschritt und Bildung zu nennen beliebt, erreicht und gewonnen haben, und ich möchte den sehen, der, wenn er nur ehrlich gegen sich und andere sein will, uns etwas anderes zu bieten vermag als Phrasen und Schlagworte einer Zeit, die ihre Zerfahrenheit und Oberflächlichkeit eben immer nur wieder künstlich mit dem bunten Flitter äußerlicher Machtfülle zu decken weiß. An das, was sie im Hasten und Jagen darnach verloren, zu denken, fehlt ihr freilich die Ruhe und auch der Mut. In der Rennbahn des Lebens stürmt sie dahin über alles, was uns einst schön und heilig und teuer war. Sie rühmt sich ihres zersetzenden und durchdringenden Verstandes, und alles dessen, was er uns an Erkenntnis und Aufklärung gegeben. Sie glaubt

des Menſchen Herz und Seele müſſe ſich genügen laſſen an einem Wiſſen, das über die tiefſten und ſchwerſten Rätſel des Daſeins ſich mit einem flachen Witzwort oder mit einer geheimnisvollen Phraſe hinweghilft, weil es nicht ſeine Beſchränkung durch ein Wirken über der Welt, und durch eine Schöpferkraft zugeſtehen will, vor der es klein und nichtig als vergängliches Menſchenwerk ſteht. Niemanden fällt es ein, die gewaltigen Errungenſchaften unſerer Zeit herabwürdigen zu wollen, niemand verſagt dem Forſchen und Ringen nach der Herrſchaft über die Natur und ihre Kräfte ſeine Bewunderung und ſeinen Erfolgen ſeine Anerkennung. Aber jeder, deſſen Gedanken hinausgehen über die Grenzen des Endlichen, erkennt, daß auch das Wiſſen ein Ende hat, und daß von ihm zur Löſung aller Fragen des Menſchenſeins nur das führt, was wir als Glauben in uns tragen und uns nicht nehmen laſſen wollen. Im Zeichen dieſes Zwieſpalts aber ſteht unſere Zeit, und wir alle, die wir nicht blind dahingehen auf unſerer Bahn, die wir uns nicht genügen laſſen an des Tages flüchtigem und erſchlaffendem Genuß, wiſſen und erfahren es immer wieder aufs neue, daß derſelbe überwunden werden muß, wenn anders nicht die ſchlimmen und finſtern Mächte einer Zerſetzung all unſerer ſittlichen Begriffe und religiöſen Anſchauungen in die trügeriſche Lehre von der freien Selbſtbeſtimmung des Menſchen und ſeiner Überwindung Gottes durch das göttliche Ich des Menſchen unſer deutſches Volk der Selbſtvernichtung entgegenführen ſoll. Aber man will nun einmal mit aller Gewalt die ſeitherigen Grundwerte unſeres Lebens umwerten zu den neuen Anſchauungen von der Kulturfeindlichkeit des Chriſtentums, und man will aus ſo gar durchſichtigen Gründen gerade die breiten Maſſen loslöſen von dem Boden, auf dem ſie durch Jahrhunderte hindurch geſtanden. Man will eine Herde von Menſchen, die nicht mehr nach dem Himmel ſehen und mit Herz und Seele nach dem ſuchen, was über ihm iſt, ſondern die Augen auf den Boden richten, und jeden Stein, an den ihr Fuß ſtößt, aufheben, um ihn in lodernder Leidenſchaft gegen die zu ſchleudern, die ihnen die Wahrheit künden, daß der Menſch nicht zum Genuſſe, ſondern zur ſelbſtloſen Arbeit im Dienſte des Ganzen und nur durch ſie zum Frieden mit ſeinem Gott und mit ſich ſelbſt geſchaffen iſt.

Das ist freilich ein anderes Evangelium der Zukunft, als jenes, das heute gepredigt wird auf den Gassen und in den Häusern. Es lockt nicht mit glänzenden Bildern und tönenden Worten; es klingt wie eherner Glockenschlag hinein in das Lärmen des Tages und in das Jagen nach vergänglichem Gewinn und mahnt mit Macht und Wucht, doch nur einen Augenblick den Schritt zu hemmen und nicht mit begehrlichem Blick in die Zukunft zu schauen, sondern rückwärtsschauend in die Vergangenheit vielleicht zu erkennen, daß sie uns gar manches sagen und lehren kann von dem, was wir dereinst besaßen und was wir nun verloren. Und wer dann einmal fragen mag, ob wir dieses verlorene Gut wiederzugewinnen vermöchten oder es nur bewundern sollen als ein seltenes und kurioses Stück unserer Geschichte, für das wir doch zu reif an Erkenntnis und zu fortgeschritten im Wissen seien, der findet vielleicht doch den Mut, im engen Kreise wenigstens einmal zu künden von dem allem, was dereinst auf deutschem Boden erwachsen und erblüht ist. Hat der Sturm der Jahrhunderte auch seine Wurzeln herausgerissen und die Eiche vernichtet, deren Blätterrauschen uns dereinst kündigte von allem, was ein Menschenherz zu hoffen und zu dulden hat in Lieb und Leid? Gibt es heute keinen Platz mehr, an dem sich fromme und gute Menschen versammeln nach des Tages ermattender Arbeit, um aus sich selbst das herauszuholen, was Gott an Freude am Schönen und Trauten einem jeden ins Herz gelegt, daß es von dort in Lied und Ton seinen Weg finde auf Mund und Lippen und hinausklinge von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf und von Land zu Land als froher Sang zu Gottes Ehre? Und wandert denn gar keiner mehr dahin auf der staubigen Landstraße, den Freunden in der Ferne Kunde zu bringen von dem, was er ersehen und erlauscht in Feld und Wald, aus der Wellen leisem Rauschen und aus des Sturmes gewaltigem Wehen, herab von der Berge ragendem Gipfel und auf den einsamen Pfaden zwischen Fels und Gestein? Versteht keiner mehr des Vogels schmetterndes Lied und der Blumen herrliches Blühen? Ist da keiner mehr, der uns kündete in allerlei Weisen von dem Schönen auf der Welt? „Nein, und abermals nein", klingt hart und herb die Antwort dessen, der meint, der Zeit ihre innersten Gedanken abgelauscht zu haben. „Wir haben neue Gesetze geschaffen für das

ſittliche Wollen des Menſchen und ihn durch ſie gelehrt, auch die ewige Vernichtung alles Beſtehenden zu faſſen als der Weisheit letzten Schluß. Wir wollen auch der Poeſie neue Ziele ſchaffen und ſie in den Dienſt der Wirklichkeit ſtellen." So ſprachen und verkündeten die, die vor etlichen Jahrzehnten jene Revolution in der Literatur ſchufen, die vermeinten, der deutſche Geiſt laſſe ſich knebeln in fremde Bande, und mit widerwärtiger Gier allen Schmutz und alle Gemeinheit aufrührten, aus ihnen das zu geſtalten, was ſie die Literatur der Zukunft, Naturalismus und Realismus und wie ſonſt noch nannten. Sie auch waren es, die in blindem Wüten den Fehdehandſchuh allen denen hinwarfen, die kraft ihres Chriſtenmutes ſolch ein Treiben niedrig und verderblich nannten; ſie ſpielten ein frevelhaftes Spiel mit allem dem, was uns ſeither heilig und teuer geweſen, ſie wollten nichts wiſſen von Liebe und Treue, ſie modelten ſich tagtäglich neue Begriffe von dem, was ſie Schönheit und Wahrheit nannten und ſie ehrten als ihren Führer jenen Mann, der ihnen als das Reſultat ſeiner krankhaften Grübeleien die Lehre vom Übermenſchen jenſeits von Gut und Böſe verkündet hatte.

Das waren gerade für unſere Literatur auch brauſende und gärende Jahre. Aber es wußten und fühlten es alle, die ſich nicht irre machen ließen von ſolchem Sturm und Drang, daß auf dieſe wilde Gährung eine Klärung zu reinen und ſicheren Formen folgen müſſe. Man hatte mit haſtendem Fuß die blaue Blume der Romantik zertreten wollen, und man hatte mit ungeſtümem Tritt nur ihre Samen in das weiche Erdreich getreten, aus dem ſie ſtille und unbemerkt im Wogen der Zeit wieder emporwuchs zu neuer Blüte. Denn wer will es leugnen: gerade in unſerer Poeſie ſuchen wir heute wieder Wege, die uns zurückführen ins alte romantiſche Land. Es iſt wie ein Zug ſtillen Heimwehs nach Ruhe und Frieden, der ſich kündet in weichen Tönen, es iſt wie ein Zurückblicken in die goldenen Gärten der eigenen Kindheit und Jugend und wie ein müdes und wohliges Träumen von einer ſchöneren Vergangenheit. Aber es ſind das eben bis heute, wie wir ſchon früher ſagten, auch nur Stimmungen und vielleicht Modelaunen; und auch das Intereſſe, das man gerade in unſeren Tagen an der Pflege und Neubelebung des Volksliedes

nimmt, ſchätze ich für ſeine Dauer und Beſtändigkeit nicht allzu hoch ein. Es läuft da viel zu viel Kunſt und Künſtelei mit unter; es iſt ein manchmal recht mühſames Hinaufſchrauben der Stimmung zu einer Höhe und Anſchauung, die wir nach allem Geſagten doch lange verloren haben. Denn wenn hier auch nicht zu unterſuchen ſteht, welche Daſeinsformen uns die Zukunft bringen wird, ſo iſt doch ſo viel ſicher, daß wir neben allen wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften und neben aller Anerkennung, die man neuerdings dem Volksliede wieder entgegenbringt, ihm als Fremde gegenüberſtehen. Und wenn es auch nun wieder dem und jenem Dichter gelingt, ſeinen echten und wahren Ton zu treffen, ſo haben wir doch damit in der Geſamtheit immer noch keinen Schritt getan, um uns und den Unſrigen das Verlorene ganz wiederzugewinnen.

Es iſt ein intereſſantes und nachdenkſames Studium, zu beobachten, wie ſich im Laufe der Zeiten und in den letzten Jahrzehnten beſonders, unter dem Druck der geſchilderten Zeitſtrömungen unſer Volk mit beengender Geſchwindigkeit von einer Überlieferung um die andere losgeſagt und abgewendet hat, um damit einen Boden zu verlieren, auf dem allein es ſich ſicher fühlen konnte. Daß es damit den beſten Teil ſeiner ſelbſt preisgegeben, daß es durch den Bruch mit der Vergangenheit und durch das Beſtreben, ſich in Kreiſen heimiſch zu machen, deren ſteifer Zwang ſeine geſunde und friſche Kraft nicht ertragen konnte, ſich ſelbſt untreu geworden, das kann und will es nicht einſehen. Man ſchämt ſich in der Gegenwart ſeines eigenen Hauſes, ſeiner alten Gewohnheiten und Sitten, und ſieht das einzige Heil in einer möglichſt raſchen und möglichſt übertriebenen Nachahmung deſſen, was dem eigenen Weſen zuwider iſt. Es iſt ein lächerliches Vertauſchen. Der moderne Luxusmenſch ſteckt ſich in die ländliche Tracht und meint dadurch einen andern Menſchen angezogen zu haben; und das Volk ſchämt ſich ſeiner eigentümlichen Tracht, und ſucht in der modernen Kleidung ſich auf gleiche Stufe mit dem von ihm beneideten Städter zu ſtellen. Aber es hat damit ſich ſelbſt aufgegeben, und in das altehrwürdige Haus, in dem ſeine Vorfahren ſeit Jahrhunderten geſeſſen, und den alten guten Geiſt einer feſten und immergültigen Tradition gepflegt haben, einen neuen Geiſt hineingeführt, der nicht hineingehört. Ihm iſt das Bewußtſein ſeiner Zuſammengehörigkeit und

der Stolz seines Standes abhanden gekommen, und er sucht eine möglichst große Ehre in dem sinnlosen Nachahmen der Mode und ihrer Vertreter. Es gilt nun nicht mehr für ehrlich und natürlich, daß der Sohn dem Vater als Erbe auch in Beruf und Arbeit folgt; es gilt nicht mehr für stolz und ehrlich, den Bauern Bauer und den Handwerker Handwerker zu nennen; die eitle Nachahmungssucht und der Geist modernen, manchmal nur schwindelhaften Erwerbs, prunkvolle und prahlende Aushängeschilde und tönende Namen, deren Inhalt gar weit hinter dem von ihnen geweckten Begriff zurückbleibt, sind an diese Stelle getreten. Meister und Geselle sind nicht mehr eine Familie; verschwunden ist die ganze echte deutsche Poesie des Handwerks, das einst hohe Ehren genossen in allen deutschen Landen. Man weiß nichts mehr von Zunft und Zunftgenossen, von Handwerksbrauch und Handwerksgruß. Heute gilt nur der einzelne, und jeder stellt dem andern sein Interesse und sein Streben kalt und fremd gegenüber. Unser deutsches Haus ist ein anderes geworden. Kein frommer, sinniger Spruch grüßt mehr den Eintretenden, und kein herzlicher Gruß und Handschlag empfängt ihn mehr. In steifen Formen bewegt sich unser ganzes Leben, und in lächerlichen Vorurteilen stehen wir uns gegenüber. Es ist eine Zeit des Mechanismus und des Formellebens, das sich ausdehnt selbst auf die Kinder unseres Volkes, und aus dem naturfrohen, kräftig-gewandten Burschen einen steifen und prahlenden Bedienten, aus dem frischen Mädchen eine Zierpuppe macht, die sich ihres Dialekts schämt und in geziertem Hochdeutsch ihrer Sippschaft imponiert. Man schämt sich der alten, echten deutschen Namen und macht Anlehen bei allen Zeiten und Völkern; man schämt sich des Gehorsams gegen Eltern und Lehrer, und man schämt sich des ehrwürdigen Hauses, in dem die Eltern aufwuchsen; man schämt sich ihrer selbst mit ihren lächerlich-altväterischen Anschauungen, und ist stolz allein in dem Bewußtsein, ein moderner Mensch zu sein vom Scheitel bis zur Sohle.

Da kommt mir nun freilich der und jener dieser modernen Menschen und sagt mir: Was soll das alles denn mit dem Volkslied zu tun haben? Und was schadet es denn, daß unsere Zeit ihm nicht den Wert beimißt, den ihm etliche Schwärmer für die gute alte Zeit geben möchten. Ich möchte diese gescheiten

Herren doch gerne einmal kurz darüber aufklären, was es meines beſcheidenen Erachtens eigentlich mit dem deutſchen Volkslied und ſeinem Werte für die Gegenwart und Zukunft auf ſich hat. Ich will ſie nicht zu meiner Anſicht bekehren, bei Leibe nicht; ich weiß, das wäre, wenn nicht eine ganz ausſichtsloſe, ſo doch mindeſtens ſehr ſchwere Aufgabe, und ich zweifle, ob ich mir einen dauernden Erfolg davon verſprechen dürfte.

Seit dem Erſcheinen des Wunderhorns, an das ich ja immer wieder anknüpfe, iſt eine lange Reihe von Jahren entſchwunden. Die Männer, die als die Begründer deutſcher Geſchichtſchreibung und Sprachwiſſenſchaft die Erfüllung ihrer romantiſchen Träume von der nächſten Zukunft erwarteten und dieſe als beſtes Erbe ihren Nachkommen hinterließen, ſind dahingegangen und erſt eine ſpätere Zeit nach ihnen ſah das herrlich auferſtehen, wofür ſie gekämpft und geſtritten. Aber in dem langen und ſchweren Ringen bis zu dieſer endlichen Erfüllung einer Hoffnung, die ihre beſte Nahrung aus dem Mittelalter gezogen hatte, ſind auch wir anders geworden, nicht allein in unſerer politiſchen Machtſtellung, ſondern auch in dem Beſten, was wir beſitzen, in unſerem Denken und Glauben. Ja, wir müſſen es, da wir es ja mit dem Volke und ſeinem Leben in Lied und Sang zu tun haben, ſagen: auch mit ihm iſt eine Veränderung vorgegangen, die wir nicht ſchmerzlich genug bedauern können. Allem, was der Vergangenheit unſeres Volkes angehört, müſſen wir heute unter dem Drucke der Zeitſtrömung erſt das Recht ſeiner Fortexiſtenz und ſeines Wertes für die Gegenwart erweiſen und ihm damit gleichſam ein neues Leben in neuen Verhältniſſen erringen. So ſind wir auch angeſichts der Stellung, die gerade das Volk, im beſten und edelſten Sinne des Wortes genommen, zu dieſem ſeinem eigenſten Eigentum einnimmt, gezwungen, ihm das Bewußtſein ſeines Wertes beinahe aufzunötigen. Gerade die Kreiſe, in denen dereinſt das Volkslied ſeine freundlichſte und fröhlichſte Pflege fand, ſind ihm entfremdet worden. Die Menſchen, die einſt ſo manches friſche und kräftige Lied mitſammen erſonnen und geſungen, haben die Kraft dazu verloren und die Töne vergeſſen, die darin zuſammenklangen. So mögen wir uns wohl fragen, wo die Begeiſterung, mit der damals das wiedererſtandene Volkslied begrüßt wurde, geblieben und es mag uns

wohl ziemen zu bedenken, wie wir dieſes Erbe unſerer Väter verwaltet haben. Man meint in manchen Zügen eine Schilderung der Gegenwart zu hören, wenn man die Worte lieſt, mit denen ſeinerzeit die Heidelberger Jahrbücher das „Wunderhorn“ und ſeine Volkslieder empfahlen. „Unſere Tage,“ heißt es dort, „die nur in politiſchem Enthuſiasmus etwas Tüchtiges, allgemein Entſcheidendes gewirkt, haben auch nur einen tüchtigen Gaſſenhauer, den Marſeiller Marſch, hervorgebracht, der die Franzoſen zu Schlacht und Sieg begeiſterte, während die Deutſchen „Freut euch des Lebens“ girrten und damit aus der Ferne ſchon die Genußraſerei begrüßten, die bald an die Stelle der kurzen Anſtrengung treten ſollte. Mit den Kleidermoden trat auch die individuelle Poeſie der höheren Stände zum Volk herab, und Opern-Arien, Moralien, Almanachslieder ſchwimmen in buntem Gemiſch durcheinander; es iſt nichts Nationales und Charakteriſtiſches mehr im Volksgeſang. Darum haben die Herausgeber des Wunderhorns die Bürgerkrone verdient um ihr Volk, daß ſie retteten vom Untergang, was ſich noch retten ließ“.

Wie es ja ſchon die angeführten Worte Goethes dartun, gebührt dem Volkslied als einem Teil unſerer ſelbſt die würdigſte Stelle im Hauſe, und wenn er ihm einen Platz neben dem Gebetbuch anweiſt, ſo ahnen wir, daß hier der innige Zuſammenhang zwiſchen Glauben und Leben im Volke auf die ſinnigſte Art ausgedrückt iſt. Auch hier tönt uns ja, wenn wir es nur hören und verſtehen wollen, das Wort entgegen, das dem Chriſten immer ein Wegzeiger ſein wird, und dem einſt die Reformation den ſchönſten Ausdruck gegeben hat: Alles iſt Euer! Es muß nicht ein ausgeſprochen religiöſes Volkslied ſein: ein froher Sang von Lieb und Leid, von Gottes ſchöner weiter Welt und vom friſchen Wandern im hellen Sonnenſchein, oder wehmütige Töne von dem Welken der Blumen und der Macht des Todes auf Erden ſind nicht weniger ein Lob zu Gottes Ehren. Darum auch jene tiefgreifende Macht, die in dem Volksliede liegt, weil uns aus ihm überall und jederzeit ein Hauch des Friedens und der Verſöhnung entgegenweht, weil es in des Herzens tiefſtem Grunde ein Sehnen wachruft nach etwas, das uns die Welt mit ihrem verworrenen Treiben und Haſten niemals zu bieten vermag. Selbſt da, wo es in den Trauerton des Meidens

und Entſagens ausklingt, wo ihm die Klage über des Todes Allgewalt die erſchütterndſten Töne abzwingt und ihm das Blühen und Welken in der Natur nur ein Sinnbild des menſchlichen Daſeins iſt, ſelbſt hier iſt es nicht ein ſtummes und hoffnungsloſes Verzichten und Trauern. Es iſt, als ob das Auge hinter dem Dunkel ſchon das Morgenrot eines neuen Lebens gewahrte, als ob ſelbſt auf das offene Grab, in das ſie das Liebſte, was uns Gott geſchenkt hat, verſenkt haben, ein Strahl des ewigen Lichts fiele und die Trauer verſcheuchte. Und noch da, wo der Tod in Sünde und Not nur ein gerechter Richter iſt für jugendliche Torheit und Frevel, wo wir meinen, den letzten verzweifelten Aufſchrei eines Sterbenden zu hören, am Schluſſe eines verfehlten und verirrten Lebens, klingt ein milder Ton von Liebe und Treue, die über's Grab hinaus dauert. Die Freude aber wiederum und der Humor, ſo wie ſie ihren Ausdruck im Volkslied finden, ſind echt chriſtlich und die treffendſten Beweiſe für die befreiende und erlöſende Macht des Chriſtentums. Denn man weiß es ja aus vielerlei Erfahrung: der liebenswürdigſte Humor und der herzlichſte Ton der Freude hat zumeiſt da ſeine Wohnſtätte, wo der Geiſt chriſtlicher Liebe und Hoffnung feſten Grund und Boden gefunden hat. Dieſer Humor ſucht das ihn umgebende Leid nicht als läſtig und hindernd von ſich zu ſtoßen, er läßt es auch nicht ruhig neben ſich beſtehen, ſondern will mit ſeinem milden und erheiternden Lichte auch hier helfen und tröſten. Nicht hervorheben und einander gegenüberſtellen will er die Gegenſätze im menſchlichen Leben, er will ſo gerne vermitteln und verſöhnen, er lächelt unter Tränen und weint im Glücke; er iſt der gute Geſelle, der dem Wanderburſchen beim Abſchied aus der Heimat die Augen trocknet, der ihm, wenn ihn in der Ferne das Heimweh überkommen will, milde und zärtlich, wie eine Mutter ihrem Kinde, über Haar und Stirne ſtreicht, und ihm die traurigen Gedanken aus Herz und Sinnen treibt. Dabei waltet im Volkslied jener echt kindliche Sinn, jene Naivität, die auch da, wo ſie ſcheinbar verfängliche Dinge nennt, ihre Unſchuld und natürliche Unbefangenheit einſetzt und damit jedem Verdacht der Frivolität von vornherein die Spitze abbricht. Inſonderheit haben ſich Glaube und tiefchriſtliches Bewußtſein mit dem Volksliede aufs innigſte verwoben. Im ſchönſten Lichte zeigt der fromme

Sinn des Volksliedes ſich da, wo er ſich der Legende und frommen Sage bemächtigt, oder wo es Gott in ſeinen Wunderwerken preiſt; und den überreichen Stoff, den es hier vorfindet, behandelt es überall ſo ſinnig und poetiſch, daß wir auch hier, auf einem Gebiete, wo ſich das proteſtantiſche Bewußtſein ſonſt nicht ſo ganz heimiſch fühlt, uns doch gerne dem Gefühle echten Behagens hingeben. Und wiederum hat dann das Volkslied gerade hier für das Erhabene und Erſchütternde ſo gewaltige Töne zu finden gewußt, daß es ohne Scheu ſich neben manche Geſänge der Bibel ſtellen darf und ſoll.

Wollen wir aber in dem folgenden nach den Bedingungen ſuchen, die für das Blühen des Volksliedes beſtimmend waren, ſo müſſen wir in dem ſchon betonten Gedanken, daß dem Volkslied ſeine eigentliche Heimſtätte im Schoß der Familie und damit im deutſchen Hauſe gezieme, ſo unbefangen als möglich der Familie der damaligen Zeit näher treten. Was das Mittelalter vor unſerer Zeit voraus hatte, war das Beſitztum einer echten und ſtarken Familienhaftigkeit, von der ſich nur noch kümmerliche Reſte in unſerer Zeit vorfinden. Dieſe Familienhaftigkeit mochte ja wohl der ganzen Zeit mit ihrem Ringen manchmal ein Hemmnis ſein. Sie mochte mit echt deutſcher Zähigkeit und Eigenſinn feſthalten an alten Traditionen und Gebräuchen; ſie bot aber auf der andern Seite wiederum einen ſo feſten und ſichern Boden und verlieh dem Einzelnen ein ſo fröhliches und ſtarkes Selbſtvertrauen, weil er in ſich nicht eine einzelne Perſönlichkeit ſondern einen ganzen Stamm vertreten mußte. Die Familie aber war die Erzeugerin der Sitte, und gerade die Sitten, in ihr entſtehend und von ihr ausgehend, ſind es zumeiſt, die uns mit ſo manchen Schäden und Nachteilen des Mittelalters verſöhnen. Denn wie uns ſchon das mittelalterliche Haus in ſeinem Innern und Äußern einen, wir dürfen vielleicht doch ſagen, ſolideren Eindruck macht, als das trotz aller Kunſt und allen Schmuckes, ja vielleicht gerade deswegen, ungemütliche moderne Haus, ſo war es eben damals die ſich von Familie zu Familie und von Geſellſchaft zu Geſellſchaft fortpflanzende Überlieferung, in deren Pflege ſich die Mitglieder ſo feſt verbanden, daß von einer Abſchließung des Einzelnen, ja von einem Aufkommen einer andern Autorität neben

der des väterlichen Oberhaupts nimmermehr die Rede ſein konnte. In ihm ſtellte ſich die Sitte und die Geſchichte des Hauſes dar; nicht nur war er dieſes Oberhaupt, welches der Familie den Unterhalt und die Nahrung verſchaffte, das ſie in allem mit ſeiner Würde und ſeinem ganzen Anſehen vertrat: in ſeinen Händen lag auch die Hut und Pflege des alten Familiengeiſtes und gab ihm das Recht einer unbedingten Herrſchaft über alle andern Glieder. Und feſt und kräftig, wie die Geſtalt des Mannes ſelbſt, ernſt und feierlich, wie der Eindruck des Hauſes mit ſeinem dunklen Getäfel und ſeinem ganzen Zierrat, war auch der Geiſt, der dort herrſchte. Wenn uns auch Tun und Handeln, Denken und Reden dieſer Menſchen manchmal etwas ſchwerfällig vorkommen will, hinter dieſer Langſamkeit ſteht ein Mann mit ſeinem ganzen Willen, der nicht in kühnem Haſten und Jagen nur Steine auf Steine türmen und ſeinen Ehrgeiz befriedigen will mit äußerlichem Glanz und blendender Pracht. Er freut ſich mit herzlichem Behagen bedächtig und gemächlich, einen Bau zu ſchichten, der ſpäteren Geſchlechtern künden ſoll von einer äußerlich vielleicht geiſtig ärmer ſcheinenden, in ihrem innerſten und tiefſten Gehalt aber um ſo reicheren und glücklicheren Zeit.

Wenn wir ſo während der Reformation und unmittelbar nach derſelben das deutſche Familienleben aufs Schönſte und Erquickendſte gefügt finden, und dadurch einen Einblick in das Leben des Volkes erhalten, der uns die Pflege ſeiner Lieder ſicher ſein ließ, ſo kam dagegen bald eine trübe Zeit für Deutſchland, der beides zum Opfer fiel. Wohl rang ſich das Volk aus der allgemeinen Erſchöpfung nach derſelben wieder empor, aber es war ein anderes geworden. Was ihm die Reformation geboten, hatte ihm der Krieg wieder genommen, ſeine Greuel und Schrecken hatten die ſittlichen Bande zerriſſen, hatten das Gemüt ſtumpf und teilnahmlos gemacht, und die tägliche Angſt und Sorge um Beſitz und Leben hatten aus dem deutſchen Hauſe den guten Geiſt getrieben und es zu einem öden und freudeleeren Raum gemacht. Ein fremder Geiſt war in das Land gekommen, und unter ſeinem Fuß zertrat er alles, was ſich nicht ihm und ſeinem rohen Gelüſte fügen wollte. Der Lärm des Krieges hatte alles andere übertönt, und wo wollte das Volk noch Luſt und Mut hernehmen zu fröhlichem Sang? Mußte es nicht den ganzen Schatz ſeiner Lieder vergeſſen, und als der Krieg endlich

geendigt, arm und verlaſſen ſich mit den kümmerlichen Überreſten, die ſich da und dort vorfanden, behelfen? Aber es fand auch nicht mehr ſich ſelbſt. Es waren andere Menſchen. Der Krieg hatte die Selbſtſucht in all ihren Geſtalten und Arten wachgerufen: im täglichen Kampfe um ſein Leben hatte der Nachbar des Nachbarn vergeſſen; die zuvor verbunden geweſen in frohem Verein, hatten ſich zerſtreut, und fremde Menſchen und fremde Geſchlechter drängten ſich überwuchernd zwiſchen die kleine Anzahl derer, die in ihrem Wohnſitz alle Schrecken des Krieges überſtanden hatten. Das Volk hatte das Behagen an ſeinem beſcheidenen Daſein, an ſeinem herzlichen Zuſammenleben vergeſſen und verloren. Mancher ärmlichen Exiſtenz und manchem verzweifelten Gemüt war das Soldatenleben willkommen geweſen. Mancher auch war aus Not und Armut emporgeſtiegen zu einem freilich manchmal recht zweifelhaften Glanz. Jeder Tag hatte neue Größen aufſteigen geſehen, und im ſtändigen Wetten und Wagen um Leib und Leben hatte jedes höhere Gefühl, jede Luſt an Lied und Sang Grund und Boden verloren. So war auch das deutſche Volkslied verſchwunden, wenn gleich die Kriegszeit eine Zeit politiſcher Lieder geweſen war, und als das geiſtige Leben wiederum erwachte, lenkte es in Bahnen ein, die es nur immer weiter und weiter von dem unter dem Schutt des dreißigjährigen Krieges begrabenen Schatz ablenkten. Es trat die deutſche Kunſtpoeſie ins Leben, es ertönte der Geſang der Barden, die Sturm- und Drangperiode riß die Gemüter in ihren Strudel hinein; die franzöſiſche Revolution warf ihren blutroten Schein über Europa. Napoleon trat auf; die Welt hatte andere Dinge zu beachten und zu betrachten, als die einfachen Melodien eines Volksliedes, dem nicht einmal die Namen eines Herder und Goethe unumſtößliche Geltung verſchaffen konnten. Es ſteht in allen Literaturgeſchichten Deutſchlands, und ihrer ſind bekanntlich nicht wenige, klar und deutlich zu leſen, daß Herder dem Volkslied zu ſeinem Rechte verholfen, daß Goethe aus ihm gelernt und Arnim und Brentano ſich ein unſchätzbares Verdienſt durch ihre Sammlung erworben! Die Wahrheit iſt, daß es nicht an dieſen Männern gelegen hat, wenn das Volkslied bis heute nicht wieder zu ſeinem Rechte gekommen iſt.

Woran liegt dann aber die Schuld? Ich könnte da kurzer Hand auf das verweiſen, was ich ſchon da ſagte, wo ich unſere

Zeit und unſere Menſchen in ihr ſchilderte. Allein das genügt vielleicht nicht jedem. Wenn es ſchon ein ſo großes Ding um die Wiederbelebung des Volkslieds ſein ſoll, und wenn aus ihm in der Tat die Kräfte kommen ſollen, die neuen und edleren Zielen zuführen, als denjenigen, die uns die Gegenwart zeigt, dann muß ich ja wohl auch ſuchen und zeigen, wohin dieſe Kräfte zu leiten ſind, und wo das Leben im Schlummer liegt, das ſie wieder wecken und heben ſollen zu kräftigem und chriſtlichem Wollen und Handeln.

Denn da fehlt es uns allen doch am allererſten. Ich könnte ſagen, es fehlt uns an einem deutſchen Chriſtentum. Es fehlt uns allen, auch wenn wir es nicht zugeſtehen wollen, an dem Mut zu jenem Glauben, der frei und ſieghaft daherſchreitet, und ſchon dadurch allein unſerem ganzen Daſein jene Vertiefung und Sicherheit gibt, die allem ſpekulativen Zweifel und allem Hohn und Spott gegenüber auf die Tatſache jener unbegreiflichen und ewigen Geheimniſſe ſich ſtützt, über die auch das gerade in der Gegenwart wieder ſo üppig ins Kraut ſchießende freie und äſthetiſche Chriſtentum mit ſeinen verſchwommenen und ſchwankenden Phraſierungen nicht hinwegkommen kann. Wir brauchen in dieſem Gären und Drängen der Zeit einen feſten und unerſchütterlichen Halt und wir finden ihn auch nicht in all den gelehrten und die Jahrtauſende der Völker durchforſchenden und vergleichenden Darlegungen, die wohl in ſchöner und ſyſtematiſcher Ordnung alle Geſchehniſſe an einander reihen und mancherlei Geiſtreiches zu ſagen wiſſen von der organiſchen Entwicklung des einen aus dem andern, aber ſtumm und ſchweigend doch vor dem ſtehen, was aller Dinge Urſprung und Leben iſt. Sie dringen mit all ihrem Wiſſen und Können nicht in die Tiefen, in denen Gott wohnt. Sie wollen ſich los ringen von der Erkenntnis, daß wir eine Antwort auf alle Fragen zuletzt doch nur da finden, wo wir das Haupt beugen in frommem Glauben, und die Hände dem entgegenſtrecken, dem der Himmel ein Stuhl und die Wolken ſeiner Füße Schemel. Sie halten es für Schwachheit und Feigheit, einzugeſtehen, daß auch der Geiſt des Menſchen Flügel hat, die erlahmen können in allzu kühnem Flug, und ſie wollen nichts davon wiſſen, daß alles Irdiſche doch nur der ſchwache Abglanz eines Ewigen und Unendlichen iſt, deſſen Helle ihr Auge

nicht ertragen, deſſen Wucht und Stärke ihre Macht nicht zu überwinden vermag. Und zu dem allem, zu jenem kindlich-frohen Sichbeſcheiden im demütigen Glauben ſoll aus aller Wirrnis der Zeit heraus ein deutſches Chriſtentum führen. Es ſoll uns, wenn auch langſam und Schritt vor Schritt wieder hin geleiten zu jenen friſchen und labenden Quellen, aus denen Gottes unerſchöpfliche Weisheit ſich in Strömen durch das Leben ergießt. Es ſoll uns lehren unſer Wiſſen fröhlich und ſelbſtlos in den Dienſt des Glaubens zu ſtellen, der ſich gründet auf die Hoffnung auf ein Reich des ewigen Geiſtes, in dem wir Gottes Wahrheit ſchauen, und auf eine Liebe, die auch aus den Niederungen und aus dem Dunkel der Not und Verderbnis noch den Funken eines heißen Sehnens nach Ruhe und Frieden zu holen weiß. In ein ſolches Chriſtentum hineinzuwachſen, dazu wird es ja wohl noch einer langen und auch ſchweren Zeit bedürfen. Ich höre da ſchon die Stimme derer, die von allerlei reaktionären Tendenzen und von überwundenen Standpunkten reden. Das macht mich nicht irre, und nicht die, denen der Weisheit letzter Schluß nicht das ſtolze und doch ſo kleine Übermenſchentum, ſondern die freie und ſelige Hingabe an Gottes ewigen Willen iſt.

Ich habe noch niemals davon gehört, daß man den ſchilt, der den Weg zurückſucht in ſeine Heimat, und ich habe noch keinen geſehen, der die Pfade, die ihn zurückgeleiten an die Stätte ſeiner frohen Kindheit, heimlich und verborgen vor den Augen der andern gegangen wäre. Was tun wir denn aber anderes, wenn wir wieder darnach ſtreben Chriſten zu werden, Chriſten, die freilich nicht in müßiger Ruhe dahinleben und meinen, der liebe Gott werde ihnen ſchon noch das Holz in die Küche tragen und den Topf mit dem Huhn aufs Feuer ſetzen, damit wir derweilen raſten können. Nein Chriſten, die das, was man heute ſoziale Pflichten heißt, mit heiligem Ernſt erfaſſen und des Glaubens leben, daß nur die Tat und die Arbeit der Segen unſeres Lebens ſind. Die ſozialen Probleme, an deren Löſung unſere Zeit ſo ſchwer trägt, ſind für uns, weil wir nun doch einmal das Volk der Denker und Grübler ſind, zu Fragen einer unfruchtbaren und in alle möglichen Tendenzen geſpaltenen Theorie geworden. Wir haben über dem Streiten dafür und dagegen allmählich ganz vergeſſen, daß ſie praktiſche Lebens-

fragen ſind, die vielleicht nicht durch Geſetze und Verordnungen, ſondern weit eher und weit glücklicher durch den Mut gelöſt werden könnten, einmal unſer ganzes Leben zu einem andern zu geſtalten dadurch, daß wir über alle anſcheinend ſo ſchroffen und unüberwindlichen Gegenſätze hinweg ein Verſtändnis ſuchten für eine chriſtliche und darum auch echt deutſche Friedensarbeit. Wir wollen es uns doch nicht verhehlen: wir mögen noch ſoviel von deutſcher Politik und deutſcher Arbeit reden, ein fremdes Element, die Spuren eines Geiſtes, der nicht der unſerige iſt, macht ſich immer wieder bemerkbar. Er fällt wie ein dunkler und beängſtigender Schatten immer wieder uns auf den Weg, der uns zurückführen ſoll zum deutſchen Chriſtentum, und wenn wir's uns auch zehnmal und hundertmal im ſtillen vorhalten, wie vielen Schaden dieſer Geiſt ſchon mit ſeiner zerſtörenden und zerſetzenden Wirkung gehabt; heute wenigſtens haben wir nicht die Kraft, uns von ihm loszuſagen und unſer ganzes Leben in eine andere Bahn zu lenken, die uns hinwegführt von dem Haſten und Drängen ſtarrer Selbſtſucht und rückſichtsloſen Gierens nach Gewinn und Erwerb. Das war ſonſt nicht Sache der Deutſchen, und es iſt kaum ein Jahrhundert her, daß dieſer Geiſt bei uns Eingang gefunden und allmählich auch uns hineingezogen hat in jene tolle Jagd, die kein anderes Ziel kennt, als das Gold und den prahlenden Reichtum. Unter ſeinem Zeichen ſteht ja zuletzt auch unſer ganzer politiſcher und ſozialer Handel und Wandel. Einer unſerer Großen hat einſt das Wort vom „ehrlichen Maklertum“ geprägt. Aber was Bismarck damit meinte und wollte, das iſt ſeit lange vergeſſen und an ſeine Stelle ein nüchternes Feilſchen mit allen unſern geiſtigen Werten getreten, das uns allmählich jeden Idealismus, aber auch jede Feſtigkeit und Zukunftsſicherheit genommen hat. Wir ſind undeutſch geworden in unſerer Politik; zwiſchen einem manchmal zu ſtark hervorgehobenen Militarismus und einem vertrockneten Bureaukratismus ſchwanken wir hin und her, unſer ganzes Parteileben iſt zu einem manchmal recht minderwertigen Geſchäftshandel geworden, bei dem man es gerade auch auf nationaler Seite nur zu oft an der nötigen Klugheit und Überlegung fehlen läßt, weil man mit veralteten Werten und überlebten Traditionen auch heute noch meint auskommen zu können. Es hat uns Deutſchen ja gewiß allezeit das gefehlt, was man

Raffinement zu nennen pflegt, und das hat ſich niemals ſo deutlich gezeigt, als gerade jetzt, wo wir meinen, dasſelbe uns aneignen und mit ihm weiß nicht was alles fertig bringen zu können.

Nicht allein in unſerer Politik, auch in unſerem ganzen geiſtigen Leben entbehren wir mehr denn je einer ſicheren Grundlage. Wir importieren für uns die gewagteſten und fremdeſten Anſchauungen. Wir wollen mit aller Gewalt aus unſerer ehrlichen deutſchen Haut ſchlüpfen und mit dem ſchillernden Gewande der Ausländerei unſere Blößen decken; wir wollen Künſte erlernen, zu denen uns doch jedes Talent fehlt und Anſchauungen predigen, die mit unſerem innerſten Weſen ſo wenig zu tun haben, wie das Waſſer mit dem Feuer. Wir fühlen es ja erſt dann und wann, daß wir uns auf falſchen Wegen befinden, und immer wieder bekommen wir Stimmen zu hören, die uns zur Umkehr und Rückkehr zu uns ſelbſt mahnen. Aber wir ſtehen unter einem unwiderſtehlichen Drucke der geiſtigen und ſittlichen Ohnmacht und Selbſttäuſchung, die uns vorwärts treibt auf Bahnen, auf denen wir Gefahr laufen, alles zu verlieren, was wir noch beſitzen an Sinn und Freude für das Schöne und Wahre.

Wir ſuchen und forſchen nach den Mitteln und Wegen, die uns Heilung von allen dieſen Schäden bringen ſollen. Wir haben es ſchon mehr als einmal betont: ſolche kann und wird uns nur ein freudiges und ſchlichtes Chriſtentum bringen. Aber wir dürfen es uns nicht verhehlen: ihm müſſen wir erſt wieder eine wohnliche Stätte bereiten, ihm müſſen wir erſt wieder ein Haus bauen, in dem der Geiſt Gottes weht, in dem wir ihm dienen als freie und frohe Menſchen mit Tat und Wort, in dem uns nicht der Zufall oder der äußerliche Zwang, ſondern die lebendige Freude und Hoffnung auf ein frohes Gelingen unſerer Lebensarbeit zuſammenführt. Soll dieſes Haus die Inſchrift der deutſchen Familie und der deutſchen Schule tragen oder wollen wir es nicht lieber und einfacher als die deutſche Kirche bezeichnen, die ihre Türme und Spitzen hoch hinein in die Lüfte dem blauen Himmel zu erhebt, die den Klang ihrer Glocken weit hinein ins Land ſchallen läßt über Täler und Höhen, und ihre Tore weit öffnet allen denen, die in ſich ein Sehnen nach dem Ewigen und Unendlichen tragen. Ich weiß es ja wohl, es iſt ein ſchweres und bedeutſames Wort, dasjenige

von der Familie und von der Schule, gerade in unſerer Zeit. Man weiß, wie vieles ſchon zum Lobe und Ruhme der deutſchen Familie geſagt und geſchrieben worden iſt. Man weiß, wie immer wieder die Forderung auftritt, daß Schule und Familie einander ergänzen, daß eines dem andern in die Hände arbeiten ſoll. Aber man weiß auch — oder hat man es denn ſchon vergeſſen — daß auch in dieſen heiligen Kreis der unſelige Geiſt der Zerfahrenheit und der Trennung bereits getreten iſt und ſein zerſtörendes Werk begonnen hat. Steht zwiſchen Eltern und Kindern entfremdend die Not oder der Reichtum, ſo zwiſchen Lehrern und Schülern der Mangel an jedem Verſtändnis und an jeder Freude für gemeinſame Arbeit und das vertrocknete Pflichtgefühl, das über das Schulzimmer und über den Stundenſchlag der Schulglocken hinaus nichts wiſſen will von der höheren und ſittlich-chriſtlichen Aufgabe der gegenſeitigen Weiterbildung. Zum läſtigen Geſchäft oder zum trockenen Schematismus iſt die Erziehung in Haus und Familie geworden. Die heiligſte Aufgabe, eines Kindes Herz und Seele heranzubilden, überläßt man Fremden und hat ſich ſelbſt und andern gegenüber allezeit als billige Rechtfertigung das frivole Wort vom Mangel an Zeit bei der Hand. Man ſchickt ſeine Söhne und Töchter in Schulen und Penſionate und rühmt ſich laut und ſtille ſeiner aufopfernden Elternſorge. Man hält geſellſchaftlichen Drill für Erziehung und ödes Nachplappern des Geleſenen und Gelernten für geiſtige Bildung, und man merkt nicht, wie mehr und mehr das natürliche Band des innigen Vertrauens ſich lockert und wie man eines Tages zu ſeinem Schrecken erkennt, daß man eigentlich nie Kinder gehabt, daß man nie in dieſem tollen und haſtenden Leben ſich deſſen erfreuen konnte, was man Elternglück und Kindesliebe nennt. Man mag ja dann erſt unter dem Druck ſolcher verbitternder Erkenntnis, die das Alter einſam macht, wieder die Schuld auf den Zwang der Verhältniſſe und Geſchäfte ſchieben und damit das Gefühl der Reue über die eigenen Verſäumniſſe niederdrücken. Die traurige Tatſache, daß wir der deutſchen Familie den Grund und Boden zerſtören und damit unſerem Volke eines ſeiner edelſten und ſchönſten Beſitztümer nehmen, ſchaffen wir damit nicht aus der Welt. Die Fäden aber, die zwiſchen dem deutſchen Hauſe und der deutſchen Familie hin und her laufen, werden dadurch keineswegs

festere; und wenn man da und dort sogar von einer feindseligen Stimmung zwischen beiden spricht, so mögen die, denen die Verantwortung dafür zufällt, sich damit zurechtfinden und sich darauf besinnen, wie viel der Schuld daran auf sie selbst fällt. Es zerren und ziehen an dem festen Gewebe der deutschen Familie, in das einst treue Hände so manches schöne Bild der Eintracht und des Friedens hineingewirkt haben, zu viele tückische Geister, die Armut und der Hochmut, brutale Genußsucht und harte Arbeit, falsche Frauenrechte, eitle Selbstsucht und dumpfe Verbitterung, flackernde und sinnlose Leidenschaft und unfromme Heuchelei; und sie säen Mißtrauen und Neid zwischen denen, die sich nicht sollten genug tun können im Vertrauen zu einander. Sie bauen Wände und Mauern zwischen den Menschen, die ein Vaterland und eine Heimat haben, und sie stürzen den in die Tiefe, der sie übersteigen will im heißen Drange seines Herzens nach Liebe und Freude.

Wer soll da helfen in solchen Nöten? Soll die Schule das schwere Stück vollbringen und in der Seele des Kindes den Trieb wecken zum Blick in die Ferne und zum Zug in die Höhe? Soll sie Menschen bilden, die an Ewigkeitswerte glauben und dereinst den Schutt hinwegräumen, der über deutschem Glauben und Hoffen liegt? Oder ist es gar schon auch an dem, daß auch unsere Kinder nicht mehr die Ziele finden zu Gott? Ist es an dem, daß auch sie gleichgültig und stumpf emporwachsen als Geschöpfe, die dereinst ihre Arbeit tun mit leerem Herzen und trübem Sinne? Soll auch ihnen der Kampf ums Dasein alle Lust genommen und alle frische Kraft schon in der Blüte zerstört haben? Hat die deutsche Schule keine andern Ideale mehr, als den einförmigen Drill auf das trockene Brotstudium und auf die Pflicht der Resignation auf alles eigene und gottesfrohe Innenleben. So viele schwere und ernste Fragen, die man manchmal hinausschreien möchte in die Welt und an das Ohr derer, die sich die Führer unserer Jugend nennen und nennen lassen. Und als Antwort gar oft nur ein verdrossenes und unverstehbares Gemurmel oder ein bedeutsames Achselzucken. Es nützt ja nichts, daß der und jener seine Stimme erhebt zu trotzigem Zorn beim Kampf um die Schule und ihr Leben. Der geisttötende Schematismus und der Fluch eines Strebertums, das in dem Schüler nur das Mittel zu dem auf tote Formeln und Materien festgelegten

Unterricht, und für ſo manchen Pflichtbanauſen nur die willkommene Veranlaſſung ſieht, ſich ſelbſt ein geruhſames Leben im Schatten des obrigkeitlichen Wohlwollens zu ſchaffen und darum in ſich und dem Kinde jede freie Freude, jedes perſönliche Leben mit aller Gewalt unterdrückt, das ſind heute mehr denn je die dunklen Mächte, die über des deutſchen Volkes Jugend ſtehen und in ihm entweder einen ſtillen Trotz gegen alle Ordnung oder, einmal jenſeits der Grenzen der Schule, eine feindſelige Entrüſtung gegen alles wecken, was dort als Zucht und Ordnung eingedrillt wurde. Das iſt nicht der chriſtliche Geiſt in der Schule, ſei's in der Stadt oder auf dem Lande, und er kann's nicht ſein, weil dank dem modernen Geiſte einer falſchen Freiheit ſich ja auch zwiſchen Kirche und Schule Schranken auftun, die höher und höher ſteigen und zuletzt auch denen, die ſich hier zu gemeinſamer friedlicher Arbeit die Hände reichen möchten, ein Zuſammenkommen unmöglich machen.

Ich weiß es wohl, und mit mir wird das kein vernünftiger Menſch beſtreiten, Fehler werden auch auf ſeiten mancher Geiſtlichen gemacht, Fehler von denen, die es nicht verſtehen oder verſtehen wollen, ſich mit dem Volke auf einen Boden zu ſtellen, die meinen immer noch eine Stufe höher zu ſtehen, als diejenigen, die ſich ihnen nahen um Hilfe und Teilnahme für ihres Lebens Nöte und Bedrängniſſe. Die Demut der Chriſten läßt ſich ja freilich nicht lernen. Aber wer ſich nur Mühe gibt und ſich ſelbſt fühlt als ſchwachen Menſchen, der bringt auch den Schwächen und Sünden anderer verzeihendes Verſtehen entgegen und der erkennt die Pflichten ſeines geiſtlichen Amtes im ſchönſten Sinne als Menſchenpflichten, die im Gebote der Liebe und des Vertrauens ihren Ausdruck und ihre Vollendung finden. Man ſpricht ſo viel auch von den ſozialen Pflichten des Geiſtlichen und man tut das gemeinhin namentlich denen gegenüber, die meinen ihres Amtes genügend zu walten, wenn ſie es erfüllen nach dem Buchſtaben und im übrigen glauben in gelehrten Studien und Forſchungen der Wiſſenſchaft dienen oder aber ſich auf den Kampfplatz der Tagesmeinungen ſtellen zu ſollen und hier Erfolge zu ſuchen, nach denen gerade die am wenigſten geizen ſollen, denen Gottes heiliges Wort zur Hut und Wache anvertraut iſt. Darüber verlieren ſie aber mehr und mehr eines: die innige und herzliche Gemeinſchaft mit denen,

denen ſie zu geiſtlichen Führern und Tröſtern beſtimmt ſind. Damit verlieren ſie den freien und unbefangenen Blick für alles, was an ſtillem Wollen und Hoffen in des Volkes Seele liegt und ſie entfremden ſich denen, denen ſie vorangehen ſollen in dem Mute des Verzichtes auf alles, was hinabzieht in die Tiefe, wo der Geiſt in die Feſſeln der Erdenſchwere geſchlagen und der Menſch im Streit und Hader der Parteien ſich ſelbſt und andern zum Feinde wird. Sie verlieren das Schönſte, was er ſein eigen nennt, den Frieden mit der Welt und die Harmonie ſeiner Seele. Ich weiß ja wohl und habe es ſchon hundertmal erfahren, es gibt ihrer noch viele, die ihres Amtes walten in heiligem Ernſte, die nichts anderes ſein wollen als Helfer und Tröſter und all ihre Stärke wieder holen aus dem Glauben, daß Gott in jedes Menſchenherz einen Funken des Guten gelegt, der wieder lebendig wird, wenn man nur das rechte Wort findet. Ich weiß wohl, es gibt derer noch viele, die um der Ihrigen willen ringen mit der Welt und mit ſich ſelbſt und auch da ſtille halten, wo ihnen Haß und Undank einen ſchweren Stein in den Weg wirft; die ferne der Welt und ihrem verworrenen Treiben in der Stille ihren Gott ſuchen und ſeine Stimme hören im Rauſchen der Blätter und im Wehen des Sturmes. Und es gibt auch unter denen, die mitten drinn ſtehen im Strome der Zeit und des Lebens, der ſtarken und ſtolzen Männer gar viele, die nicht mit ſich feilſchen laſſen um Gottes Wahrheit für irdiſchen Ruhm und irdiſche Weisheit, die mutig und unverzagt daſtehen als ſeine Propheten und allem Haß und allem Spott entgegen ſich bekennen als ſolche, die glauben und nicht verzweifeln! *)

Und wenn es einmal gelten ſoll, unſrem deutſchen Volkstum und in ihm unſrem deutſchen Volkslied wieder zu neuem und friſchem Leben zu verhelfen, dann möchte ich vor allen andern ſolch hochgemute Männer, deren manche ja trotz allem auch noch die Schule zu den ihrigen zählt, zur Sammlung rufen. Es iſt ja falſch und töricht, aus all den Schäden, an denen unſere Zeit leidet, ein Hehl zu machen, ſie gar am Ende übertünchen zu wollen mit allerlei

*) Der Pflichtenkreis und die Schwierigkeit harmoniſcher Amtsausrichtung iſt in der Gegenwart für ſehr viele Pfarrer doch noch weit größer und komplizierter als in Vorſtehendem angedeutet iſt, deshalb unterliegt auch die verſuchte Charakteriſierung vor der Wirklichkeit mehrfachen Bedenken. W.

Troſtſprüchen und Lobeserhebungen auf das, was doch nicht iſt. Müſſen wir einmal lernen, auch der Wahrheit in das ſtarre und kalte Antlitz zu ſehen, ſei's drum. Wir, die wir den Mut dazu haben, wiſſen und glauben es ja doch, daß uns dieſe Erkenntnis nicht niederſchmettert, ſondern uns geradezu drängt auf den Weg nach der Höhe, in der Gott wohnt. Es iſt ein zu koſtbares und heiliges Gut, um das wir ringen, als daß wir nicht alles dran ſetzen ſollten, es wieder zu gewinnen, und über alle Wirrnis hoch emporzuheben das köſtliche Kleinod des deutſchen Glaubens und der deutſchen Liebe und der deutſchen Hoffnung.

Wo aber finden wirs? Im Lärm der Stadt oder in der Stille des Landes, das ſich weithin dehnt vor unſerem Blick? Iſt ſein Hüter der Menſch von heute, der kaum die Zeit findet, bei ſich ſelbſt einmal Einkehr und Umſchau zu halten, ruht es geborgen im ſtillen und kleinen Hauſe derer, die mit ſchwieliger Hand die Furchen durch den Acker ziehen und ihres Daſeins Unterhalt der Kälte und der Hitze abringen? Ja, haben wir denn überhaupt noch ein „Land"? Dehnen und ſtrecken ſich die Fangarme der Stadt mit ihrem Großbetrieb nicht ſeit lange auch hinaus in die Ruhe des Dorfes? Locken die Freuden des Lebens nicht auch unwiderſtehlich die. die ſich jahrhundertelang behaglich fühlten auf der armen Scholle ihrer Väter? Die rauchenden Schlote der Fabrik und das Hämmern und Raſſeln der Maſchinen klingen an ſein Ohr wie ein verwirrender Ruf aus dem Reiche des Glücks und des Goldes. „Wie ein Krater mit tauſend Armen," ſagt Bruinier in ſeinem ſchönen und phantaſievollen Büchlein „Das deutſche Volkslied", „ſo greift die Stadt täglich weiter ins Land hinein, die Perſönlichkeit auflöſend, und damit das Volkstum erſtickend, wo ſie ſich ihm anſaugt. Wo der Bauer zum Handarbeiter wird in Werk und Haus, wo er im „Akkord" auch ſät und erntet, ohne daß ſeine Gedanken dabei Hoffnung und Dank begleiten; wo er tagaus, tagein nur immer wieder denſelben Span zu einem nie in der Vollendung geſchauten unverſtandenen Ganzen ſchnitzt, ein „Erzeuger von Werten", wie der erſte beſte chineſiſche Kuli auch, nicht mehr ein deutſcher Bauer, der ſein Werk mit ſinnigen und klugen Gedanken durchdringt, wo ihm der Acker nur

noch ein ganz „nettes Blatt“ aus einem von andern geſchriebenen Buche iſt, das ihm zufällig die Natur aufſchlägt, wenn er Sonntags einmal hinaus kommt, jetzt eine Brache oder ein keimendes Saatfeld, dann ein wogendes Getreidemeer oder eine holperige Fläche mit Garben in Hocken: wo ſich ihm dieſe Blätter nicht mehr zu einem ſelbſtverfaßten Werke vereinen, von dem es ihn anweht, wie jeden Künſtler von ſeiner Arbeit mit tauſend Stimmungen, mit Zagen und Hoffen, Dank und Demut, Stolz und Reue; wo er nicht mehr eins iſt mit der Natur, ſondern aus ihr herausgeriſſen ihr gegenüberſteht mit dem überlegenen Hohnlächeln, dem unbeſcheidenen dummen Glauben des Bildungsſpießers an die alleinſeligmachende Menſchenkraft; wo ihm der Nebel um Baum und Feld nur noch körperliches Unbehagen ſchafft, er aber nicht mehr überall Leben ſieht und ſucht, ſo ſein eigenes inneres Leben ſtets tränkend im Quell der Natur, das dem ſtädtiſchen Volke verſchmachtet unter Sinnenkitzel und ödem Wortſchwall; dort überall liegt das Volkstum im Sterben, dort kreiſen die Raben der Beute froh. Und die Gebeine dürfen auf dem weiten Kirchhofe der Allmenſchheit weiter bleichen, die Leute ſind dort alle gleich und haben damit ihre geſchätzteſte Eigenſchaft gewonnen. Aber die Toren, die eine Auferſtehung des Fleiſches nicht kennen. Wird auch der Bauer ſeine Perſönlichkeit verlieren? Wird des Volkes liederreicher Mund verſtummen und das ſchwarzbraune Mägdlein vergeſſen werden ob einer geſchmückten Allerweltsdirne?

Ich müßte es glauben, wenn ich Zeuge bin, wie in ſo vielen Gegenden der Volksgeſang erſtorben, weil das Volk verdorben — doch ich mag es nicht glauben, weil dann unſer Volk einen Rieſenſchritt näher käme dem formloſen geiſtloſen, weſenloſen Völkerurbrei, aus dem ehrliche Einfalt und einfältiger Schwärmgeiſt ein vollkommenes Geſchlecht formen möchte, und in dem unehrlicher Geſchäftsſinn ungeheure Beute zu finden hofft. Unſer Volk kann aber nicht verwehen in alle Winde. Ich kann es nicht glauben, bedenke ich die rührende Liebe, die der Bauer ſeinem Liede entgegenträgt. Der Bauer hat noch ſeine Perſönlichkeit, ſeine Arbeitsfreude, ſeinen Abendfrieden. Er wird ſie bewahren bis in die beſſeren Tage hinein, wo auch das Volk außer ihm durch die

Rückkehr zum völkiſchen deutſchen Gedanken ſeine Perſönlichkeit wieder gewinnen wird. Was ſagt Walters Vögelein? „Ich ſinge nur wenn's wieder tagt“. Kommt Sanges Tag, dann hört man ſagen und ſingen. Helfet alle in Stadt und Land die Perſönlichkeit des Bauern hinüberretten in dieſe glückliche und ſicher wirkende Zukunft, deren Morgenröte ich durch die finſtere Nacht ſchon herauf-ſchimmern ſehe — dann mag ſich auch fürder halten, was die Jahrhunderte der Kriegs- und Todesnot hindurch ſich hielt, die Luſt am Geſange. Ich wage zu hoffen, wo andere verzagen. Das Lied iſt ja nur eines der vielfältigen Anzeigen für ein geſundes Volkstum. Aber bei unſrem Volke iſt es das Vornehmſte, weil ſeine innerliche, ſinnige Art in ihm der Stimmung ſüßen Abend-friedens den treffendſten Ausdruck zu geben glaubt. An der Zukunft unſerer volklichen Eigenart, an der Wiedergewinnung der jetzt ihr Entfremdeten darf aber der Deutſche nicht feige verzagen, er muß an ſie glauben. Denn hörſt du die gute Botſchaft, die Fichte ſeinen Deutſchen verkündete? „Wenn ihr verſinkt, ſo verſinkt die ganze Menſchheit mit ohne Hoffnung einer einſtigen Wiederherſtellung.“ Und ſo wird am deutſchen Weſen noch dereinſt die Welt geneſen, nur dem Bildungsſpießer ſcheint das hirnverbrannte Überhebung; für den Einſichtigen iſt es eine geradezu flache Weis-heit, ſo ſelbſtverſtändlich iſt ſie. Klinge Balmung! Klinge und blitze über Meer und Land. Wir laſſen hinter uns die brauenden Nebel. Nein, der Wolf aus der Hölle wird deine Sonne nicht verſchlingen, o du mein deutſches Leben.“

Das iſt eine frohe und fromme Zuverſicht, und uns drängt das Herz einzuſtimmen in dieſen Siegesruf. Schon darum allein, weil überall auf Tal und Höhen, im ſtillen Wald und an des Meeres Ufer, wo er hindringt und hinklingt, als köſtliche Blüte aus des Volkes Herzen auch wieder die Luſt am Singen und Sagen ſich ans Licht drängt. Nicht als ob ihm mit einem Male dann die Freude und die Kraft komme, ſelbſt wieder neue Lieder und Weiſen zu erſinnen. Aber doch das Verſtehen und das Wertſchätzen deſſen, was vergangene Geſchlechter hier getan. Da müßte ja wohl die Zeit kommen, wo der Deutſche wie aus dem Schlaf erwachend die alten Weiſen vernähme. Nicht in kunſtvollen und nach allerlei muſikaliſchen Geſetzen gefügten Melodien, und

nicht im Konzertſaal von wohleinſtudierten Chören, die ängſtlich mit den Blicken an dem Taktſtock ihres Dirigenten hängen, auch nicht im modernen Salon, wo auf dem Flügel die allerneueſten Sammlungen von Volksliedern in prächtigen Einbänden liegen, und man gerne einmal wieder mit ſüßlicher Schwärmerei für das Romantiſche poſiert — O nein, da nicht — nein ferne dieſer in öder Langeweile gähnenden Bildungsheuchelei in Gottes freier Natur, unter der ſtrahlenden Sonne des Tages und im Schweigen der Nacht, wenn über uns die Sterne ſtehen und ein Flüſtern und Raunen geht durch Buſch und Ried, gleich als ſtiegen Gottes Engel an goldenen Leitern hin und her zwiſchen Himmel und Erde, dem arbeitsmüden Menſchen auf hartem Boden zu künden von dem Glanze der Ewigkeit. Wie eine Offenbarung müßte es kommen über unſer deutſches Volk, daß es mit kräftigem Rucke alles Fremde und Falſche von ſich würfe und die Feſſeln ſprengte, in die es ſo mancher Schwarmgeiſter leere Rede geſchlagen. Wie ein Singen und Jauchzen froher Kinder müßte es emporſteigen aus der Bruſt von Tauſenden und Abertauſenden; und da wo das deutſche Lied einzieht in die Herzen und in die Häuſer, da müßten die Pfoſten der Türen geſchmückt ſein mit Maien und die Häuſer und Tore mit den Zweigen der deutſchen Eiche. Aber, wir haben's ja geſehen, zwiſchen dieſer Zeit des Feſtes und der Gegenwart liegen die Wege voll von Schutt und Steinen, und ſtechendes Geſtrüpp wuchert darüber. Da gilt es in heißer Arbeit die Harke zu ſchwingen und die Schaufel zu ſtoßen ins Geröll, und da gilt es das Meſſer zu legen an das Geranke des Unkrauts, das dem Boden alle Kraft und allen Saft entzieht. Und da heißt es nicht verzagen an ſeinem Volke und nicht kleinmütig werden, ob auch Jahre ſchwinden und Menſchen kommen und gehen, und ein Geſchlecht das andere ablöſt. Wie ein ſeltenes Kleinod von Hand zu Hand geht zu ernſtem Beſchauen, ſo muß der Glaube an die Auferſtehung des deutſchen Liedes ſich fortpflanzen von Haus zu Haus und auf Kinder und Kindeskinder. Und mit ihm muß wieder ins Leben ſchreiten ſo mancher ſchöne deutſche Brauch, der einſt entſtanden aus der herzlichen Freude an der Natur und an dem Frieden der Volksgenoſſen unter ſich, mit ihm müſſen wir eben in Gottes Namen, wir wollen oder nicht, wieder deutſch werden, wie unſere Väter und Vorväter.

Vielleicht, daß dann auch wieder einmal der Ruf erſchallt: Freie Bahn der alten deutſchen Kunſt! Damit wir zurückkehren in die Werkſtätte eines Holbein und Dürer, eines Schongauer und Syrlin, damit wir wieder Freunde werden mit Peter Viſcher und mit Ludwig Richter, damit wir unſere Augen wieder gewöhnen an die ſchlichte und heilige Größe derer, die ſich nicht verirren wollten in grotesken Schnörkeleien und krankhaften Stimmungsmalereien. Iſt's denn nicht beſchämend, dieſes nervöſe Haſten und Suchen nach neuen Stilen und Stilloſigkeiten, dieſes tolle und ſinnloſe Durcheinandermengen der unmöglichſten und gegenſätzlichſten Elemente zu einem Ganzen, aus dem uns doch die ganze Ohnmacht unſerer Zeit, eigene künſtleriſche und äſthetiſche Werte zu ſchaffen, entgegentritt. Darüber darf uns doch auch nicht die mit dem gewalttätigſten Raffinement nachempfundene Schlichtheit etlicher unſerer modernen Mal-Größen hinwegtäuſchen, weil wir auch hier nicht friſche Unmittelbarkeit und das naive Leben, nicht den reinen und harmloſen Blick des ſchönheitsfreudigen Menſchen, ſondern doch in erſter Linie das Ergebnis aller nur möglichen techniſchen und theoretiſchen Reflexionen haben, durch die auch der freieſte und ſtärkſte Kunſtwille zuletzt eingeengt wird in die Schablone moderner Maniertheit. Ich rede hier nicht eingehend vom Perſönlichen. Ich müßte ja ſonſt immer wieder darauf hinweiſen, daß der Künſtler von heute von der ſelbſtloſen Hingabe an das Werk, das er ſchafft, nichts wiſſen will, daß ihn mehr als einmal materielle Erwägungen und jener ungeſund-hyſteriſche Zug unſerer Zeit, der auch den Übermenſchen der Kunſt jenſeits von Böſe und Gut ſehen will, zum Opfer einer Eitelkeit machen, die vor allem einen Kalkul auf den äußeren Erfolg anſtellt, und erſt in zweiter Linie ſich darauf beſinnt, daß das Schaffen des Künſtlers doch auch einem idealen Selbſtzweck dienen ſoll. So haben's wenigſtens unſere alten Meiſter gehalten, und ihre Werke ſind deſſen ein beredtes Zeugnis. Aber wer heute noch ſeinen Zeitgenoſſen davon künden wollte, daß jedes echte Kunſtwerk Andacht und Sammlung verlangt, weil es ein Abbild ewiger und göttlicher Schöpfungsgedanken und der Ausdruck eines Zuſammenſtimmens der Welt in uns und außer uns iſt — ich wollte ſehen, was zu ſolch einfacher und ſelbſtverſtändlicher Weisheit unſere Kunſtkritiker von heute ſagen würden. Das ſchlichte

Volkslied, das dereinſt ſeine Klänge ſtimmte nach den Tönen der Natur im Steigen und Fallen ſeiner Empfindungen, muß erſt kunſtgerecht „vertont“ werden, ſoll es den Herren gefallen; es müſſen ſeine Weiſen eingereiht werden können in irgend eines der vielen Schemen und Geſetze, die wir Harmonielehre und Muſikwiſſenſchaft nennen; und das Bild, das wir ſehen wollen, muß erſt kommentiert werden durch allerlei dunkle und helle Erörterungen über eine Philoſophie der Kunſt, die den Wald vor lauter Bäumen nicht ſieht und das friſche Quellwaſſer des Waldes erſt für ſchmackhaft erklärt, wenn's in einer künſtleriſch etikettierten Sektflaſche den Herrſchaften kredenzt wird.

O du meine heilige deutſche Kunſt! Du biſt zum toten Phantom geworden, das man einſperrt in Muſeen und rubriziert in Katalogen. Auf dem Markte und in den heiligen Hallen der Kirche ſtanden einſt deine Werke, von den Wänden der Häuſer herab grüßten ſie — und ein Strom andächtigen Lebens ging aus in die Herzen derer, die emporblickten zu ihnen. Mit kargem Lohn ließen ſich die genügen, die dich ſchufen, und alles Rühmen und Loben der Welt legten ſie demütig vor die Füße deſſen, dem ſie dienen wollten in treuem Glauben und frommer Arbeit. Sie aber auch ſchufen Werke, die dauern über den Wechſel der Zeiten und ein Sehnen in uns auch heute noch nach Licht und Harmonie wecken, deren Sprache wir Menſchen von heute nicht verſtehen können oder wollen! Ach, daß du wiederkämeſt, heilige deutſche Kunſt und Einkehr hielteſt im deutſchen Hauſe, in dem du einſt geboren wurdeſt.

Und nun ſehen wir aus nach denen, die uns hiefür Führer und Berater ſein wollen und ſollen. Ob es ihrer wenige oder viele ſein werden, das kommt darauf an, ob wir zu Pflegern des deutſchen Volkstums und Volkslieds nur die wählen wollen, denen etwa Bildung und Stellung hiezu eine beſondere Befähigung zu geben ſcheinen. Ich ſage mit allem Nachdruck und mit aller Abſicht „ſcheinen“. Denn hier gerade kommt es doch wohl weniger auf das an, was einem angebildet und anerzogen wird, als auf das, was einer in ſich und ſeinem Herzen trägt an natürlicher und ungemodelter Liebe zu ſeiner Heimat und ſeinem Volke. Hier gerade gehört doch wohl in erſter Linie ein unbefangener Blick,

und, wenn ich so sagen darf, ein harmloses Erfassen und Verstehen aller der Regungen der Volksseele her, die sich in Freud und Leid, im Guten und im Schlimmen äußern. Das alles aber findet seine Heimstätte nicht *am grünen Tisch der Bureaukraten* und nicht in *den Aktenbündeln von Vorschriften und Erlassen*, auch nicht in all den *Vereinen* mit den verschiedenartigsten Namen und Zielen oder gar in neuen oder neuesten Errungenschaften wie *Heimatkunst*, *Dorfmuseen* und *Trachtensammlungen*. Nicht als ob ich indessen dem Vereinswesen, wie es die Gegenwart ja ganz besonders pflegt, seine Berechtigung gänzlich absprechen wollte. Im Grunde ruht ja doch auch dieses auf dem Boden alter Satzungen und überkommener Anschauungen, und es findet sich hier gar oft die beste Gelegenheit, dem Ziele, das wir anstreben, nahezukommen. Nur müssen dann die einzelnen Mitglieder solcher Vereine vor allem andern darauf bedacht sein, einander gegenseitig zu fördern und zu stärken in der Liebe und Treue zum Erbe ihrer Väter. Nur muß dann in solchen Vereinigungen keiner über dem andern stehen und keine Sonderrechte verlangen wollen, auf die er irgendwie ein äußeres Anrecht zu haben glaubt. Sein bestes Wissen und Können muß ein jeder aufbieten, um das Volk allmählich wieder etwas Besseres zu lehren, als die Weiterführung eines planlosen und jedem idealen Zwecke abholden Daseins. Und bei alle dem nur keine Theorien, keine Registraturen und Tabulaturen, nichts von künstlichem Treibhauswachstum und nachempfundenem Wesen. Eines muß unmittelbar auf das andere wirken, und die Gelegenheit und die Gewohnheit allein im Zusammenleben die Früchte zeitigen, die wir erhoffen und erwünschen von der Zukunft. Kein Protektorat und keine Ehrenvorstandschaft irgend einer hohen oder höchsten Persönlichkeit. Kein Liebedienern nach oben und keine Biederkeitsheuchelei nach unten. Frisch und froh und frei und fromm, wie das Lied des Volkes sollen die sein, die es hüten und pflegen wollen. Nur der tägliche Umgang und die Tatsache der sozialen Gleichstellung der einzelnen Mitglieder gibt solchen Vereinigungen die innere Freiheit und Festigkeit, die sie brauchen, um manchem Angriff von außen Widerstand zu leisten. Nur in dem Zusammenfließen und Zusammenstimmen der strebenden Kräfte aller liegen die Keime zu

einer ſegensreichen und gedeihlichen Entwicklung und Förderung deutſchen Lebens. Für den Kunſtgeſang und ſeine Pflege iſt wahrhaftig hinreichend, vielleicht da und dort ſogar übergenug geſorgt. Nun ſtelle man ihm ſolche Vereine gegenüber, die deſſen einfache und ſchlichte Hüter ſind, was das Volk erſonnen und erdacht, es kunſtlos und ſchmucklos weiter zu hüten und zu wahren und in ſtillem Schaffen und Wirken manchem den Weg zu zeigen, der ihn zurückleitet zum alten Lied des Volkes. Dann aber auch das Haus und die Schule. Die Jugend will und ſoll belehrt werden über den Quell, aus dem ihr die Begeiſterung und die Liebe für eines der edelſten Beſitztümer des Volkes fließt. Am Leben und Beiſpiel in Wort und Tat ſoll ſie es ſehen, wie die Treue zur Vergangenheit dieſe mit der Gegenwart verbindet zu fruchtbarem Zuſammenwirken. An Eltern und Lehrern ſoll ſie es merken, wie dieſe gerade aus ſolch ewig friſchem Born Mut und Freude zum Glauben und zur Arbeit ſchöpfen und wie auch in frohem Sang und Lied eine ſittliche Kraft liegt, die einen ſicheren Schutz gewährt gegen alles undeutſche und unchriſtliche Weſen.

Vielleicht, daß dann auch dem und jenem in Erinnerung käme, daß dereinſt die Herausgeber des Wunderhorns mit ſonderlichem Fleiße auch für ihr Buch eine Sammlung von Kinderliedern veranſtaltet haben, und daß er, führt ihn einmal der Weg an einem Spielplatz vorbei, hinhorcht, auf das, was dort geſungen wird von unſerer Jugend. Ich hab's ſelbſt mehr als einmal erlebt in letzter Zeit: die blödeſten Gaſſenhauer klangen mir da aus Kindermund entgegen, Gaſſenhauer, die vom „Brettl" aus ihren Weg in die Kneipe und Kaſerne und von da auf die Straße und zu unſern Kindern gefunden hatten. Und es iſt in mir wie heißer Zorn aufgeſtiegen, daß da ſich keiner findet, der mit ſtrammer Energie all dieſen Unrat hinwegräumen will, daß keiner unſern Kindern berichtet von dem Liederſchatz unſeres Volkes, keiner unſern Jungen, die ihres Königs Rock tragen, ins Gewiſſen redet, daß ſie auch hier ihr Deutſchtum und die Ehre ihres Vaterlandes hochhalten und nicht verſumpfen in ſtumpfſinniger Freude an einem Gegröhle von Liedern, die alles in die Niedrigkeit fader Witzeleien ziehen, was

der Alltag an harmloſen Freuden bietet. Muß man denn unter allen Umſtänden prüde ſein, wenn man einmal Proteſt erhebt gegen ſolches Unweſen? Iſt es denn nicht etwas Heiliges um eines Kindes Herz und um eines Mannes Jugend, daß ſie verdorben und vergiftet werden ſollen von einem gewiſſenloſen Bänkelſängertum, das ſeinen feilen Witz mit allem treibt, was uns lieb und teuer ſein ſollte? Sind das die Lieder, die einſt unſer Volk geſungen im blutigen Kampfe, auf einſamer Feldwacht, ſind das die Verſe, an denen ſich dereinſt unſere Väter und Großväter ergötzten beim Spiel und auf den Gaſſen und in Gottes freier Natur? Liegt denn über dieſem Goldſchatz ſoviel Schutt und Moder, daß kein Mühen ihn heben und weiſen könnte als Wahrzeichen deutſcher Kraft und Jugendfreude, die auch auf des Mannes ernſte Arbeit noch ihren verklärenden Schimmer wirft! Aber ja nicht in trockenem Schulton, nein frei und froh, wie ein Stück Leben!

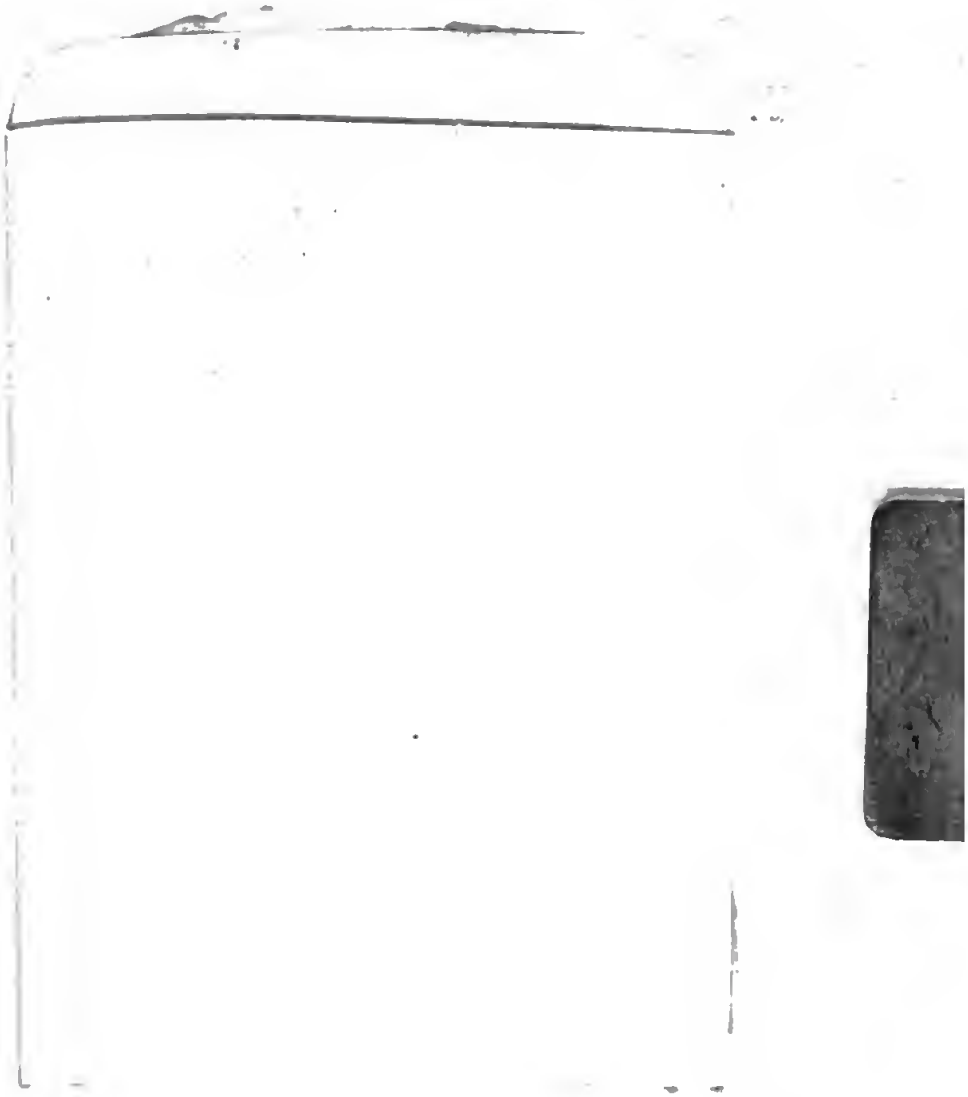
Denn das ſteht doch nach allem Geſagten und Geſchilderten felſenfeſt: Andere müſſen wir werden. Wir ſind an einem Scheideweg angelangt, und es wäre Torheit und Sünde, dagegen den Blick zu verſchließen. Wir müſſen die Freiheit eines Chriſtenmenſchen wieder gewinnen, der ſeinem Gotte wie ein Kind ſeinem Vater ins Angeſicht ſieht und zwiſchen Glauben und Wiſſen keinen Abgrund der Leere und des ſtumpfen Verzichts erblickt. Wir müſſen wieder den Frieden zwiſchen uns ſelbſt und der Welt gewinnen und uns beſcheiden lernen in den Grenzen, die uns allen gezogen ſind. In dieſen Grenzen aber liegt auch unſere deutſche Heimat, und in ihr uns auszuleben, immer feſter und kräftiger zu wachſen auf ihrem Boden, Früchte zu pflanzen und hegen, in ihrem Boden zu graben und zu ſchürfen nach dem Golde der alten Sitte und der Sage und des Liedes, muß uns eine heilige Pflicht ſein. Breitet ſich dann des Dorfes Linde über kräftigem und ſangesfrohem Volke, tönt dann durch die ſtille Nacht wieder aus der Spinnſtube Geſang hinaus und ſingt auf einſamer Wache im Frieden, und wenn's ſein muß auch im Kriege, der Soldat ſein Lied von Liebe und Leid, von Treue und Untreue, dann iſt's wieder gut wohnen im deutſchen Lande, dann iſt's, als wehte Gottes Odem freier und friſcher durch die Welt, und mit flinken Schritten eilen von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus, wer weiß, ob nicht auch hinein in den Lärm

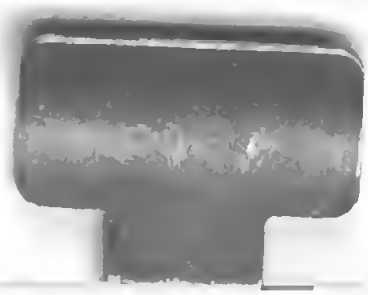
der Stadt, ſeine Boten, zu künden von der deutſchen Wiedergeburt. Und das deutſche Volkslied ſoll und wird ſein frohes und jauchzendes Wiegenlied ſein.

Scheltet nicht den, der ſolches ſinnt und ſchreibt, einen Träumer und Phantaſten. Er iſt eben ein Deutſcher, und die Hoffnung lenkt ſeine Gedanken in die Zukunft. Gott gebe ihnen Erfüllung und dauerndes Leben!

89101179679

B89101179679A





G.E.STECHERT
& CO.
NEW YORK

Digitized by Google

89101179679
b89101179679a

Soeben erschien:

# Protestanti
# und römischer Schriftbeweis

**nebst Register der strittigen Punkte als Wegweiser in den konfessionellen Streitfragen**

zusammengestellt von Herrmann-Schmidt. 3 Bände.

Band I.

## Protestantischer Schriftbeweis

**nebst Register der protestantischerseits bestrittenen Lehren Roms**

zusammengestellt von F. Herrmann.

17 3/4 Bogen brosch. Mk. 3.20. Leinwd. geb. Mk. 4.—.

Band II.

## Römisches Christentum

### in kritischer Beleuchtung

**Eine praktische Antwort auf die bisherigen Schmähwerke Roms über Luther und die evang. Kirche**

zusammengestellt von R. Schmidt.

31 Bogen brosch. Mk. 5.60. Leinwd. geb. Mk. 6.40.

Band III.

## Römischer Schriftbeweis

**nebst Register der römischerseits verteidigten Lehren**

zusammengestellt von F. Herrmann.

9 1/2 Bogen brosch. Mk. 2.—. In Leinwand geb. Mk. 2.80.

Das ganze Werk enthält eine Fülle von Material, das von Theologen und Laien mit größtem Nutzen verwertet werden kann. Ein Buch besonders auch für Mitglieder des Evang. Bundes, wie der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums, für Parlamentarier, Geschichtslehrer, Juristen, Evangelische in der Diaspora vornehmlich in Gegenden der Uebertrittsbewegung, Schriftsteller 2c.

Prospekt gratis! Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Verlag der Chr. Belser'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.**

Druck der Chr. Belser'schen Buchdruckerei in Stuttgart